

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

15. (5. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

15. (5. ordentliche) Versammlung des  
XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 23. November 1904, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr im grossen Sitzungssaale  
des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender Herr Geh. Reg. Rat Friedel. Von demselben rühren  
die Mitteilungen zu II bis XXXIV her.

A. Allgemeines.

I. Der Verein der Wasserfreunde, Königgrätzerstraße 10, bietet  
den Mitgliedern ermäßigte Bäderpreise.

B. Persönliches.

II. U. M. Herr Paul Offermann ist nach Tientsin übersiedelt  
und sendet von dort, auch von Peking, Ansichtspostkarten (z. T. japanisches  
Fabrikat nach Zeichnungen, nicht nach der Natur) mit freundlichen  
Grüßen an die Brandenburgia ein. Wir danken hierfür herzlich.

C. Naturkundliches.

III. Dr. Eduard Zache: Die Landschaften der Provinz  
Brandenburg. Mit 105 Abbildungen bzw. Kartenskizzen im Text,  
23 Bildtafeln und einer farbigen Übersichtskarte. 8<sup>o</sup>, 338 S. Stuttgart  
Hobbing & Büchle 1905. Dies hervorragende Werk unseres verehrten  
ersten Schriftwarts bildet in dem großen Sammelwerk Deutsches Land und  
Leben in Einzelschilderungen, Landschaftskunden und Städtegeschichten,  
den I. Band der Landschaftskunden. In knapper, markiger Sprache  
schildert der Verfasser zunächst die Provinz als Ganzes, dann die  
einzelnen Landschaften nach ihrer erdkundlichen Zusammengehörigkeit  
und Besonderheit: die Prignitz-Ruppiner Böschung, die Uckermark, die  
Neumärkische Böschung, den Sternberger Horst, das Odertal, die Plateau-  
Inseln des linken Oderrandes, das Spreetal, die Mittelmärkische Bruch-  
zone (Luchzone, Havelmulde, Nordrand, Ostrand, Südrand, Mittel-  
märkisches Seengebiet), den Sächsischen Grenzwall und das Schlesische  
Vorland (Niederlausitzer Oberland, Niederlausitzer Tiefland). An den  
geologischen und tektonischen Aufbau reiht sich allemal der wirtschaft-  
liche Bau und hierauf folgerichtig die geschichtliche Entwicklung des  
Landesteils an.

Aus diesem genetischen Aufbau der Landeskunde ergibt sich ein verläßliches und erschöpfendes Bild, wie wir es von unserer Heimatprovinz noch nicht besitzen. Wir können uns zu diesem vorzüglichen Buch, das allen, die sich mit unserer engeren Heimat beschäftigen, von größtem Nutzen sein wird, vom Standpunkt der Brandenburgia Glück wünschen und dasselbe zum Studium auf das Wärmste aus voller Überzeugung empfehlen.

Die Karten und Bilder sind für die vortreffliche Schrift eine höchst schätzenswerte Beigabe.

IV. Über neuerliche Mammut-Funde. Als ich mit der Pflugschaft unseres Märkischen Provinzial-Museums am 16. November 1904 die Teltow-Kanal-Arbeiten zwischen der Beeke-Brücke in Groß-Lichterfelde-Ost und der Neu-Britzer Brücke besuchte, wurden wir von dem bauleitenden Beamten darauf aufmerksam gemacht, daß hier kürzlich wieder 2 Mahlzähne und ein Stoßzahnbruchstück von *Elephas primigenius* gefunden seien und u. M. Herr Grubenbesitzer Franz Körner, der uns demnächst liebenswürdig und gastlich in seinem reichhaltigen Museum Körnerianum an der Jonasstraße zu Rixdorf aufnahm, zeigte uns ferner 3 neue Mammutfunde aus seiner berühmten Kiesgrube in Neu-Britz nahe dem Kanal, 2 Mahlzähne und einen Knochen, die ebenfalls erst vor wenigen Tagen in den Kiesschichten, welche Palaeolith und Eolithen enthalten, ausgegraben worden waren.

Bei der großen Zahl von Mammutfunden aus den Kieslagern, unserer Nachbarschaft und mit Rücksicht auf den in der Oktobersitzung berührten Fund eines ziemlich vollständigen jugendlichen Gerippes eines Elefanten auf der Sohle des berühmten diluvialen Torflagers von Klinge bei Luckau, interessiert es die Brandenburgia recht sehr von zwei neuerlichen Funden Kenntnis zu nehmen, die sich auf ganze Gerippe von Mammut beziehen und in Rußland bzw. in Sibirien gemacht worden sind.

a) Der Mammutfund am Ural. Wie russische Blätter im Oktober 1903 berichteten, erschienen vor einiger Zeit bei dem Konservator des Permschen Museums mehrere Bauern aus dem Kreise Perm und erklärten, Mammutknochen gefunden zu haben. Auf diese Mitteilung hin unternahm der Konservator Ostrumow eine Exkursion auf der Kama und fand an dem von den Bauern bezeichneten Orte zahlreiche Knochen eines außerordentlich großen Mammut, darunter den größten Teil des Schädels, beide Stoßzähne mit den dazu gehörigen Teilen des Kinnbackens, das Skelett beider Vorderfüße und eines Hinterfußes, fast alle Rippen und verschiedene andere Knochen. Einer von den Stoßzähnen ist völlig unversehrt, während der andere einige Absplitterungen aufweist, die augenscheinlich zu Lebzeiten des Tieres entstanden sind. Die Länge des ganzen Stoßzahnes beträgt angeblich 5 Arschin, das sind 3,50 Meter. (?)

Herr Ostrumow ist der Ansicht, daß dort, wo die Knochen gefunden worden sind, vor einigen Jahren aller Wahrscheinlichkeit nach das vollständige Mammut skelett gelegen habe. Das Gebirgsflüßchen habe in den letzten Jahren seinen Lauf gewechselt, sei dabei über den Fundort hinweggeflossen und habe einen Teil der Knochen fortgeschwemmt.

b) Der Mammutfund von der Beresowka. In der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ist seit etwa zwei Jahren das Mammut, dessen Überreste der Konservator Otto Herz im Frühjahr aus Sibirien nach Petersburg schaffte, aufgestellt. Das Gerippe erscheint normal aufrecht, während die ausgestopfte Haut das Tier in liegender Stellung wiedergibt und zwar genau so, wie es der Gelehrte aufgefunden hat, die Vorderbeine gekrümmt, besonders das linke, die Hinterbeine in wagerechter Lage unter dem Leibe. Nach Annahme von Otto Herz ist das Tier zweifelsohne beim Suchen nach Nahrung in eine Eisspalte gestürzt, aus der es nicht mehr emporkommen konnte. Der Fundort war Sredni-Kolynsk an der Beresowka, einem linken Nebenfluß der Kolyma, ungefähr 2000 Werst hinter Jakutsk. Das Gerippe, wie das ausgestopfte Mammut werden in Glaskästen aufbewahrt.

Über dieses merkwürdige Fundstück, das neben dem bekannten Mammutgerippe mit teilweiser Haut und Behaarung aus dem Anfang des 19. Jahrhundert\*) eine unvergleichliche Zierde des großen Staatsmuseums an der Newa bildet, hat sich auf dem 6. Internationalen Zoologenkongreß zu Bern am 16. August d. J. der Staatsrat Prof. W. Salensky ausführlich verbreitet. Die Haut wog über 400 kg, Rüssel und Kopf fehlten, die Zunge war aber da. Sonderbarer Weise fehlte auch der linke Stoßzahn des etwa 25 Jahre alten, also in der Jugendblüte stehenden Tieres. Ich vermute, ohne den Beweis liefern zu können, daß dieser Stoßzahn, ehe Dr. Herz ankam, entfernt und im gewöhnlichen Mammutzahnhandel veräußert worden ist. In Berlin war im vorigen Jahre ein wohl erhaltener recht frischer linker Mammutstoßzahn in einem großen Elfenbein-Geschäft ausgestellt. Denselben hat ein hiesiger vermögender Liebhaber, wenn ich nicht irre, für 4000 Mk., selbstredend vollkommen legal, erstanden, und wohl montiert in seinem Kabinet als Schaustück aufgestellt. Ich möchte beinah glauben, wie gesagt, ohne den strikten Beweis zu führen, daß dieser Zahn zu dem Beresowka-Mammut gehört. Sehr interessant ist der Mageninhalt und der des Rachens, denn das Tier erstickte in einer nur oberflächlich bedeckten tiefen, durch Eisschmelzwasser ausgehöhlten Grube so schnell, daß es die im Maul befindliche Nahrung nicht mehr hinunterschlucken konnte.

\*) Von diesem älteren Mammut-Kadaver besitzt das Zool. Museum der Universität zu Berlin, wie uns dessen Direktor, unser Ehrenmitglied Geheimrat Dr. Carl Moebius bei einer Führung der Brandenburgia daselbst zeigte, Proben der dicken Hautschwarte und des langen pferdeschwanzartigen grauschwarzen Haars.

Das vorgedachte i. J. 1806 von Adams nach St. Petersburg geschaffte Mammut hatte in den Schmelzfalten der Mahlzähne nach des berühmten Akademikers von Brandt Feststellung lediglich Reste von Koniferen, insbesondere Nadeln. Das Beresowka-Tier dagegen Steppen- und Tundren-Pflanzenreste, z. B. *Carex spec.* (Sumpf-Seggen), *Papaver alpinum* (den gelbblühenden Alpenmohn), *Ranunculus acer* var. *borealis* (nordischer Hahnenfuß), *Thymus Serpyllum* (Thymian oder Quendel), alle Pflanzen mit Samenbildung, so daß das Tier während der für dasselbe beim Überschreiten der Schnee- und Eisfelder besonders gefährlichen Hochsommerzeit verunglückt ist.

Palaeontologisch und stratigraphisch gesprochen gehört diese Mammut-Region Sibiriens in die Eburnéen-Gruppe des Quaternär, etwa entsprechend der Facies von Goyet (Goyetien), also in die Gruppe, welche dem eigentlichen Tarandien oder der Facies von Chaleux (Chaleuxien) vorangeht. Klima und Flora Sibiriens haben sich seither nicht geändert, unter dem Goyetien liegt noch heut das aus der letzten großen Vergletscherung Sibiriens und vielleicht auch Europas herrührende Grund- oder Kerneis 100 und mehr Meter dick, starr und unveränderlich als eine feste Gebirgsmasse.

Weshalb ist also das Mammut, wenn sich in den äußerlichen Naturverhältnissen nichts wesentlich verändert hat, ausgestorben, das Mammut, das eine Bauchmähne von 50 cm, unter den längeren etwa 20 cm langen Steifhaaren einen dichten Pelz von 2 bis 3 cm langen Wollhaaren, eine feste Lederhaut von 2 bis 3 mal der Stärke der dicksten heutigen Elefantenhaut und darunter noch etwa 9 bis 15 cm dicken Speck als Schutz gegen Wind und Wetter mit sich führte? — Salensky sagt, hauptsächlich durch die unbarmherzige und unablässige Verfolgung seitens des stets hungrig herumschweifenden quaternären Menschen. Das höchstwahrscheinlich gutmütige und unbeholfene Tier konnte sich diesen Nachstellungen gegenüber auf die Dauer nicht erhalten, zumal bei dem allen Elefantenarten eigenen schwachen Nachwuchs. Dazu kam natürlich auch, wie im vorliegenden Falle, das gelegentliche Verunglücken in Sümpfen, Eisspalten u. dgl.

Ich vermisse nun angesichts der fortdauernden Auffindung von Mammutresten (von Kadavern und Teilen von solchen, von Gerippen, Gerippenteilen) die direkten Spuren des Menschen. Darauf müßten die russischen Forscher ihre Aufmerksamkeit viel mehr als jetzt richten und uns die Waffen und Werkzeuge der mit dem Mammut gleichzeitigen Einwohner Sibiriens vorlegen. Man sollte für den Nachweis solcher Spuren namhafte Belohnungen aussetzen, müßte allerdings gegen Betrügereien gerade hier sehr vorsichtig sein.

Die Folgerungen, die sich aus den geistvollen Ausführungen W. Salenskys für unsere Mammutzeit ergeben, will ich heut nicht weiter

verfolgen, aber ich möchte Ihnen doch noch ein Bild des nordischen Elefanten wiedergeben, das wir einer vortrefflichen Darstellung Dr. Wilhelm Kobelts in Schwanheim a. Rhein\*, (Zeichnung des bewährten



Tiermalers August Spech) verdanken. Hinzugefügt sei noch, daß die Mammutzähne, das Paar bis 200 kg schwer, daß die Ohrmuscheln im Vergleich mit dem gewaltigen Ohr des afrikanischen Elefanten und selbst noch mit dem weit kleineren Ohr des vorder- und hinterindischen, ceylonischen und sumatraischen Elefanten winzig zu nennen sind und daß das Mammut nur vier Zehen besaß, die heutelebenden, sämtlich fünfzehigen Elefanten also osteologisch vom *Elephas primigenius* nicht ableitbar erscheinen.

V. Schutz der nützlichen und anmutigen Vogelwelt! Die Brandenburgia hat es von Anbeginn als eine besondere Pflicht erachtet, schützend und schirmend für die Natur und ihre Erzeugnisse, die Pflanzen- und Tierwelt einzutreten. Heute gilt es unseren lieblichen gefiederten Freunden, die, wenn sie uns verlassen, auf ihren Zugstraßen

\*) Das ausgezeichnete Werk des mir seit vielen Jahren speziell als Malakologen befreundeten Verfassers „Die Verbreitung der Tierwelt“. Mit 17 Tafeln und zahlreichen Textabbildungen. Verlag von Chr. Herm. Tauchnitz-Leipzig, kann ich unserem Leserkreise nur auf das Wärmste als gediegen und zuverlässig im Inhalt und glänzend in der Darstellungsform empfehlen.

nach dem wärmeren Süden einem schonungslosen Massenmord unterworfen werden. Es ist aber nicht die Leckerhaftigkeit allein, die dies verschuldet, sondern auch die gedankenlose Modetorheit, welche um ein paar bunte Federn auf dem Hut zu tragen, nicht daran denkt, wie viele Vögel deshalb ihr Leben lassen müssen. Jetzt soll durch einen Bund Gleichgesinnter der Versuch gemacht werden, den Vögeln Schutz zu gewähren. Ein Aufruf drückt sich hierüber wie folgt aus. Die beständige Verminderung unserer nützlichen Vogelarten, besonders der Singvögel, bildet seit langer Zeit eine ernste Sorge der Ornithologen und sonstiger Vogelfreunde. Die Ursachen hierfür sind, abgesehen von der Steigerung von Kultur und Verkehr, in einer unverständigen, oft grausamen Verfolgung der Vögel zu suchen. So wurden zum Beispiel in Montegrado bei Mailand — einer Strichstelle für Zugvögel — an einem einzigen Tage 300 kg Schwalben mit Netzen gefangen, und die Ziffer der alljährlich auf diese Weise in den südlichen Ländern getöteten Vögel geht hoch in die Hunderttausende. Leider ist auch Frau Mode an diesen Massenmorden beteiligt, da die Verwendung von Vogelbälgen zu Modezwecken seit Jahrzehnten der Massenvertilgung Vorschub geleistet hat. Dies beweist nichts schlagender als die Tatsache, daß allein von einer französischen Modefirma in einem Jahre 25 000 Stieglitze bestellt, und daß nach einem englischen Berichte auf einer Auktion an einem Tage 600 000 kleine Vogelbälge für Modezwecke verkauft wurden. Dieser grausamen Modetorheit zu steuern, hat sich der unter dem Vorsitz der Frau Gräfin von der Groeben ins Leben gerufene Internationale Frauenbund für Vogelschutz zur Aufgabe gemacht, der in engem Anschluß an die Bestrebungen der bereits bestehenden Vereine, besonders der Tier- und Vogelschutzvereine, wirkt. Den Mitgliedern dieses Frauenbundes wird es zur Pflicht gemacht, die zu Modezwecken dienende Verwendung von Vogelbälgen im ganzen und in Teilen, sowie von Federn, mit Ausnahme der Federn des Straußes, des Haus- und Jagdgeflügels, nicht nur selbst zu vermeiden, sondern auch nach besten Kräften bei Angehörigen und Untergebenen zu verhindern. Daneben ist es das Streben des Bundes, das Verständnis und das Interesse für unsere heimische Vogelwelt zu wecken und zu fördern. Da nur bei reger Beteiligung der Frauenwelt ein baldiger Erfolg zu erwarten ist, werden hiermit alle deutschen Frauen aufgefordert, dem Verein beizutreten. Der Mindestbetrag beträgt jährlich 50 Pf.; eine einmalige Gabe von 20 Mk. an bewirkt die lebenslängliche Mitgliedschaft. Anmeldungen sind an die Geschäftsstelle des Internationalen Frauenbundes für Vogelschutz, Berlin W., Potsdamer Straße 138 I. oder an den Schriftführer, Oberleutnant a. D. Sievers, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 8 II, zu richten. Wir empfehlen den Beitritt zu diesem Bunde unseren Mitgliedern, Gönnern und Freunden, insbesondere unseren Damen, recht angelegentlich.

#### D. Kulturkundliches.

VI. Zum Sankt-Nikolastag: 6. Dezember. Der berühmteste von allen sechs Heiligen dieses Namens ist derjenige Nikolaus, dessen Gebeine noch jetzt zu Bari in Unter-Italien eine fast abgöttische Verehrung genießen und dorthin durch frommen Diebstahl gelangt sein sollen. Schon als Säugling war St. Nikolas ein frommes Geschöpf, denn schon damals fastete er freiwillig zweimal in der Woche. Während der in Lycien um 300 verheerend auftretenden Pest verrichtete der spätere Bischof von Myra Wunder christlicher Liebe. Aus seinem Sarge schwitzt noch jetzt ein heilsamer Balsam. Geachtet\*) und verehrt wird er noch jetzt als Schutzpatron der Kaufleute, der Reisenden, der in Gefahr schwebenden Schiffer und Fischer, der Armen und der lieben Kinderwelt. Unzählige Nikolaikirchen — viele in unserer Provinz mit Berlin — erinnern an den schutzgewaltigen St. Nikolas, Klaus oder Klaas. Sein Kalendertag hat noch heute etwas ungemein Volkstümliches. In West- und Nordwestdeutschland gibts da vielfach eine regelrechte Bescherung. Unter Mummenschanz und mancherlei Halloh geht Sankt Nikolaus um, den artigen Kindern zur Freude, den unartigen zur Strafe. In Süddeutschland kommt er oft im Gewande, mit der Mütze und dem Stabe eines Bischofs. Fast immer ist er als alter Mann mit langem weißen Barte gedacht und erinnert so an seinen Freund und Kollegen, den Pelzmärte, oder, wie er bei uns und überhaupt in Mittelddeutschland heißt, den Knecht Ruprecht. Ein beliebter Brauch ist es, daß die Kinder beim Schlafengehen ihre Schuhe mit etwas Futter für das Nikolauspferd vor die Stubentür setzen, in Berlin meist leere Schüsselchen; am anderen Morgen finden sie dafür Spielsachen und Leckereien vor. Natürlich will St. Nikolaus um seine Schätze hübsch gebeten sein. Das geschieht durch althergebrachte Reime, z. B.: „Sankt Niklas, gottsheiliger Mann, zieh den besten Rock dir an und reit darin nach Spanien, hol Äpfel von Oranien und Birnen von dem Baum!“ Früher gabs auch

\*) Die älteste und eigentliche Nikolai-Kirche ist San Nikola in dem erwähnten apulischen Bari, 1087 von Robert Guiscard erbaut, um die aus Myra in Lycien hergebrachten Gebeine des Heiligen aufzunehmen. In der Kirche befindet sich u. A. der Grabstein Roberts Grafen von Bari, Protonotar des grausamen Carl von Anjou. Der Protonotar leitete den blutigen Prozeß gegen den unglücklichen Konradin von Hohenstaufen und ward von Carls Schwiegersohn an derselben Stelle, wo er das Todesurteil verkündete, niedergehauen. In der recht unbequem zugänglichen Krypta befindet sich ein silberner Altar mit Reliefs angeblich von 1319, welcher die Gebeine des Heiligen Niklas enthält, die das „Manna di Bari“, eine wundertätige, besonders von den Russen geschätzte Flüssigkeit ausschwitzen. Es ist aber zu beachten, daß das Fest dieses eigentlich uns Märker besonders angehenden St. Niklas nicht etwa am 6. Dezember, sondern am 6. Mai gefeiert wird, zu dem Tausende von Pilgern namentlich aus den benachbarten albanesischen Dörfern der Provinz Bari herbeiströmen.



wohl ganze Sankt Nikolaus-Spiele mit Verkleidung und Wechselrede. Nikolaus brummte da immer erst ein wenig, etwa so: „Ach, heiliger Christ, wenn ich dir wollte die Wahrheit sagen, hätt' ich über die Kinder viel zu klagen. Sie können nichts als Bücher zerreißen und die Blätter in alle Winkel schmeißen; solche Possen treiben sie! Ach, heiliger Christ, hätt' ich Macht wie du, ich schlänge mit Ruten und Peitschen zu!“ Aber schließlich gibt sich Sankt Nikolaus immer zufrieden, und die Kleinen kommen mit dem Schrecken davon. Eins kündigt er in jedem Falle an: die Nähe des Weihnachtsfestes, und schon darum ist er der Kinderwelt ein hochwillkommener Gast.

Wir begrüßen es daher, daß unsere Abteilung des Vaterländischen Frauenvereins, in dessen Vorstand sich besonders die verehrte Gattin unseres zweiten Vorsitzenden, die Frau Geheime Justizrat Uhles durch Nächstenliebe und umsichtige Leitung seit Jahren hervortut, am 3. und 4. k. Mts. ein St. Nikolasfest im hiesigen fiskalischen Ausstellungspark an der Straße Alt-Moabit für Wohltätigkeitszwecke veranstalten wird. Auf ausdrücklichen Wunsch des Herrn Geheimrat Uhles habe ich mich hierzu über Dasjenige, was an St. Niklas-Gebäuchen sich noch in Berlin und der Mark Brandenburg erhalten habe, etwa wie nachstehend geäußert.

In dem ebengenannten Gebiet sind noch drei Vorstellungskreise erhalten.

In der Mark erscheint St. Niklas am 6. Dezember mit dem Christkindlein und seinem getreuen Diener Ruprecht in den Häusern einen Sack auf dem Rücken, aus dem wohl die (ausgestopften) Beinchen eines unartigen Kindes, das er dorthin eingesteckt, hervorsehen. Er fordert die Kinder zum Beten auf; wenn sie ihr Weihnachtslied gut aufsagen und von den Eltern belobt werden, so beschenkt er sie mit Pfefferkuchen, Äpfeln, Nüssen u. dgl., anderenfalls droht er ihnen mit seiner Rute, versetzt ihnen auch wohl Schläge damit, schließlich verzeiht und schenkt er auch hier.

In Berlin und Berlins städtischen Vororten ist daraus kurzer Hand etwa vom 6. ab bis kurz vor dem Christfest der allein auftretende vermummte grimmige Weihnachtsmann geworden, der im übrigen genau wie St. Nikolas auftritt; die Großstadt bringt es mit, daß es viele Weihnachtsmänner gibt. Auch bei uns glauben die Kinder, daß die unartigen unter ihnen in den Sack des Weihnachtsmannes gesteckt würden, so sah ich vor einigen Jahren abends in einer Straße um die Weihnachtszeit einen unfreiwillig wie ein Weihnachtsmann aussehenden alten Kerl, der einen Sack über den Rücken trug, worin sich deutlich etwas bewegte. Wahrscheinlich waren es lebendige Gänse. Gerade diese unheimlichen Bewegungen erregten bei mehreren der doch sonst nicht auf

den Kopf gefallenen und nicht gerade zaghaften Berliner Kinder großen Schrecken und sie mächten, daß sie bei diesem gefährlichen Weihnachtsmann vorbeikamen.

Dann findet sich in der Mark hier und da noch St. Niklas, auch wohl in Begleitung des Knechts Ruprecht, beritten als der bekannte Schimmel-Reiter, der mittelbar an Wotan erinnert.

Dieser St. Niklastag in Moabit wird den Anwesenden zur Beteiligung hiermit kund und zu wissen getan. Der anwesende zweite Vorsitzende wird auf Befragen gern nähere Auskunft erteilen. (An diese Mitteilung knüpfte sich eine Besprechung, bei welcher sich die Herren O. Monke, Dr. Schulze-Veltrup, Landesbauinspektor Wulf, R. Mielke u. A. beteiligten.)

#### VII. Zur Roland-Kunde.\*

Steh' dann ruhig, Rulandsbild!  
Steh' standfest und unerschüttert  
Unter Deines Kaisers Schild!

(Inscription des Roland-Brunnen von 1737 in Bremen-Neustadt.)

Unter diesem Wahrspruch veröffentlicht unser hochgeschätztes korrespondierendes Mitglied Archivrat Dr. Georg Sello: „Vindiciae Rulandi Bremensis. Zu Schutz und Trutz am 500jährigen Jubiläum des Roland zu Bremen. (Mit 21 Tafeln und einer Kartenskizze. Bremen. Druck und Verlag von Max Nössler, 1904. VIII. 94. S. 8<sup>o</sup>.) Nur in 200 Exemplaren gedruckt und deshalb schon bei der Herausgabe eine literarische Seltenheit, wird, wie mir der Verfasser mitteilte, der Hauptinhalt in die eigentliche vom Senat der Freien und Hansestadt Bremen für das Rathaus - Jubiläum i. J. 1905 beabsichtigte Festschrift aufgenommen werden. Das Büchlein erörtert nach der bekannten scharfkritischen Methode des gelehrten und eminent belesenen Autors als vindiciae Rulandi Bremensis die kontradiktorische Darlegung der Besitzansprüche Rolands auf sein von ihm seit unvordenklicher Zeit ausgeübtes Bremer Ehrenamt, den Rolands-Schild, das Roland-Reiten, den Rolands-Mantel, das Rolands-Schwert, Rolands Namen und Wanderjahre. Es werden hierbei die verschiedenen Arten der Rolande, die wirklichen und sogenannten, die verschiedenen Überlieferungen und willkürlichen Erfindungen, die gelehrten Deutungen und Theorien, kurzum man möchte sagen, alles was zum „Roland-Rummel“ gehört, teils im Haupttext, teils in den außerordentlich reichhaltigen Anmerkungen besprochen und beleuchtet. Trotz alle dem ist S. weit entfernt von dem Glauben, daß er die Roland-Fragen nunmehr alle gelöst habe, und sagt in dieser Beziehung: „Im Laufe der letzten zwei Jahre hat eine Reihe, mit Bezug

\*) Zu vergl. Brandenburgia XII. 57, 166, 277, 414; XIII. 130, 133.

auf die Wiederherstellung des Bremer Roland an mich gerichteter Fragen mich veranlaßt, insbesondere die Formengeschichte dieser Bildsäule immer wieder nachzuprüfen. Meine Ergebnisse lege ich im folgenden vor, ohne im entferntesten, jetzt wie früher, den Anspruch zu erheben, das Problem gelöst zu haben. Die darauf verwendete Arbeit freut mich; aber ich bedauere die Zeit, welche das leider unvermeidliche Eingehen auf die gelehrten Donquichoterien der allerjüngsten Rolandforscher und ihrer Schildknappen in Anspruch genommen haben.“

Insbesondere gerichtet sind S.'s Angriffe gegen 2 jüngst erschienene gelehrte Arbeiten: Prof. Dr. Karl Heldmann-Halle: Die Rolandsbilder Deutschlands in dreihundertjähriger Forschung und nach den Quellen. Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Spiele und Fälschungen. Mit 4 Abbild. in Lichtdr., Halle a. S. und Professor Dr. Franz Jostes - Münster: Roland in Schimpf und Ernst. Mit 6 Abbild. in Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. 1. Jahrgang 1904. („Schimpf“ meint hier soviel als „Scherz“. So bedeutet in dem Buchtitel von Claus Narren: Sechshundertsiebenundzwanzig Historien, feine schimpfliche wort vnd Reden, mit lustigen Reimen gedeutet, Frankfurt a. M. 1579, das Wort „schimpfliche“ soviel als scherzhafte Worte. Noch früher (1522) veröffentlichte Pauli sein Büchlein „Schimpf und Ernst“, welches Georg Büchmann in den „Geflügelten Worten“ öfters anführt. Vergl. auch Brandenburgia XIII S. 130.) Bekämpft werden die behaupteten Fälschungen des Bremer Ratsherrn Johann Hemeling, die nicht durch Errichtung des Bremer Roland gekrönt wurden, sondern im Gegenteil an dessen vorhandene Bildsäule anknüpften, entweder an die steinerne von 1404 mit dem einfachen, unschriftlosen Wappenschild, oder, falls sie wirklich vor 1404 anzusetzen wäre, an die ältere, hölzerne, ebenfalls beschildete (Sello, S. 7).

Im 2. Kapitel Roland-Reiten interessiert uns besonders die Deutung des Rolands zu Potzlow in der Uckermark als einer Quintäne, d. h. einer drehbaren Rolandsfigur, nach welcher gestoßen wurde. Ich erinnere dabei an den Quintäne-Roland von Garding in Dithmarschen, der sich noch wohl erhalten im städtischen Museum in Altona befindet. Am 2. April d. J. besichtigte ich ihn und fand eine derbe hölzerne, bunt bemalte Figur, eine Ritterkarrikatur, am rechten Arm eine kleine Tartsche, nach deren Mittelpunkt gestoßen ward. Traf der Stoß des Reiters mit der Lanze nicht in den beweglichen Zapfen, so drehte sich die hölzerne Figur und schlug mit dem Aschenbeutel ihrer linken Hand zum Jubel der Zuschauer den Reiter. Leider hat man die Potzlower Quintänefigur, die unten abgemorscht war, unlängst mit den Bein- stümpfen in eine Steinbettung gesteckt, so daß dieser Roland wie ein Götzenbild aussieht; der Degen in der rechten Hand hat natürlich

niemals zu der ursprünglichen Potzlower Quintäne gehört. (Brandenburgia XIII S. 130 No. XVII.)

Indem ich Ihnen das trotz seiner Kleinheit an Gedanken und Material überreichlich ausgestattete Büchlein zur Durchsicht übergebe, kann ich angesichts der reichen heutigen Tagesordnung demselben nicht entfernt gerecht werden. Wir werden bei unserer Rolandschau auf dasselbe noch oftmals zurückkommen.

Nur auf die lehrreiche Kartenskizze und deren Erläuterung (S. 85 flg.) sei noch hinzuweisen verstattet. Es ergeben sich bestimmte Rolandgruppen, die durch rolandfreie Landschaften getrennt sind. In den uns näher angehenden wendischen Landschaften Havelland, Barnim, Prignitz finden wir nur je einen Roland in ihren Hauptorten: Neustadt-Brandenburg, Berlin, Perleberg. Die in sich wohl abgegrenzte Uckermark besitzt (abgesehen von der Potzlower Quintäne) zwei Rolande in den Hauptorten Prenzlau und Angermünde. Die beiden sicher überlieferten neumärkischen Rolande zu Königsberg N.-M. (bis 1649) und Zehden (der hölzerne Rumpf im Märk. Museum) entsprechen den Vororten (das sogen. Bilderwerk zu Landsberg a. W. war wohl nur eine Brunnenfigur, S. 86). Im wendischen Kolonisationsgebiet, wohin nach S.'s Meinung die Rolande nur von Magdeburg aus als Wahrzeichen deutscher Stadt-gerechtigkeit gelangt sein können, möchte man fast eine Planmäßigkeit der Verteilung über die nach und nach der ihrem Wesen nach deutschen Mark Brandenburg angegliederten Territorien annehmen.

Vom Roland von Berlin heißt es S. 29: „Dasselbe gilt für den ebenfalls im Ende des 14. Jahrhunderts zuletzt genannten Berliner Roland. Auch dieser stand nicht bei dem in der zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts erbauten neuen Rathause und an der Gerichtslaube, sondern im älteren Stadtteil, gehört also zweifellos gleichfalls einer vorangegangenen Bauperiode an.“ Ebenso wie der Hamburger Roland an der Ecke der Reichenstraße unweit der heutigen Roland-Brücke. Dasselbe gilt von dem Roland zu Greifswald (1398), den erst ganz neuerdings Dr. Werminghoff entdeckt hat, Korrespondenzblatt der deutschen Alt.-Vereine, 1904 Nr. 2; Sello a. a. O. S. 70.

Für Berlin ist, wie ich wiederholt in der Brandenburgia erwähnt, der „Ruland“ nur durch zwei Stellen im Stadtbuch 1391—98 bezeugt, dieser älteste Roland Berlins ist sicherlich von Holz gewesen (nicht von Stein), wann und bei welcher Gelegenheit diese Holzfigur verschwunden sein mag, läßt sich nicht nachweisen, vielleicht verbrannte sie im August 1380, als die Nikolaikirche und die ganze Nachbarschaft eingeäschert ward.

VIII. Die Medaille zum Bremer Roland-Jubiläum 1904, welche der Senat nach den Angaben Georg Sellos hat prägen lassen, lege ich in dem silbernen, dem Berliner Magistrat geschenkten und dem

Märkischen Museum überwiesenen Exemplar vor. Mattsilber, 120 Gramm schwer, Durchmesser 68 mm. Auf der Vorderseite Konterfei des Bremer Rolands, heraldisch rechts 1404, links 1904. Umschrift dem Bremer Rolandsschild entnommen: „Vryheit do ik ju openbar de karl und mennich vorst vorwar“, Rückseite: Fortsetzung der Umschrift: „desser stede ghegheven hat: des danket gode is min radt.“ Der rechtssitzende Karl, gekennzeichnet durch die beiläufigen Worte „Carolus Magnus“, übergibt dem Erzbischof einen Schild mit dem Schlüssel, dem Wappenzeichen Bremens. Nebenlaufend die Worte „S. Willehadus“. (Hiernach ist in Richard Schröders „Die Stellung der Rolandssäulen in der Rechtsgeschichte“ 1890 S. 52 die Inschrift zu berichtigen, welche übrigens auch in anderen wissenschaftlichen Arbeiten unrichtig citiert wird. Auffallend ist die Einmischung hochdeutscher Elemente sowohl in die Satzbildung als auch in die Rechtschreibung: für „gegeben“ sollte man „geben“, für „und“ eher „vn“ erwarten.)

IX. Ein Bild des Rolands zu Wedel bei Hamburg, das ich im April d. J. im Gasthaus zum Roland daselbst erstanden, lege ich Ihnen wegen seiner Originalität vor. Der Roland ist dort sehr volkstümlich trotz seiner grotesken Häßlichkeit und seiner hinterwärts versackten Stellung. 4 m Sockel tragen die 6 m hohe Figur, die den Kaiser Karl darstellt, in der Rechten das Reichsschwert, in der Linken den Reichsapfel haltend. Früher soll ein ganz anders gestalteter hölzerner Roland hier gestanden sein. 1648 wurde der jetzige Roland vom Sturm umgeworfen und 1651 auf Betreiben des Pfarrherrn Risst neu aufgestellt. Auf der Rückseite steht:

Als sechzehnhundert und noch einundfünzig Jahr  
Im Wintermonat die bekannte Jahrzahl war,  
Ward dieses Kaisers Bild aufs Neu hierher gesetzt;  
Gott woll' es uns und uns all erhalten unverletzet.

Vgl. Schröder a. a. O. S. 74 und Sello a. a. O. S. 41, wonach das Wedeler Standbild zuerst 1597 erwähnt wird, und S. 72.

X. Die Rolandfiguren machen, seitdem unser Kaiserlicher Herr das Rolandinteresse durch die Stiftung des Roland auf dem Berliner Kemper-Platz und durch den Auftrag an den italienischen Maestro eine Rolandoper zu dichten und zu komponieren, neuerweckt hat, auch sonst künstlerisch Propaganda. So ist das deutsche Kriegerdenkmal für die im chinesischen Feldzug gefallenen deutschen Krieger von Professor von Uechtritz zu Tientsin in Nord-China als Rolandfigur dargestellt; in ruhiger Pose stehende Harnischfigur, die Rechte auf das mächtige Schwert, die Linke auf den Schild mit dem deutschen Adler gestützt. Ein mehr naturalistischer Aar mit Reichskrone sitzt im Schutze der mächtigen Erfurcht gebietenden Figur. Ich lege ein Bild aus dem „Tag“ vom 28. Oktober 1904 vor.

Die deutsche Städtezeitung, welche seit 19. Oktober 1904 als illustrierte Wochenschrift für Gemeinde-Verwaltung und Städte-Interessen unter Redaktion von A. Moeglich in Groß-Lichterfelde erscheint, hat einen Roland (ohne Olifant) im Wappen.

XI. Meister Ruggiero Leoncavallo hat die Oper „Der Roland von Berlin“ nach Willibald Alexis' gleichnamigem Roman fertig gestellt. Die Uraufführung wird im Berliner Opernhaus am 13. Dezember 1904 bestimmt vor sich gehen.

XII. Jung-Roland und David und Goliath. In Adolf Pauls im April 1904 aufgeführter Komödie „David und Goliath“ wird der ungeschlachte Riese von dem jungen Hirten, der von seinem gefährlichen Gegner nichts weiß, in einem Streite erschlagen. So verrichtet er halb unbewußt eine Heldentat, die sein Vaterland aus schweren Nöten errettet. Es scheint nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß Uhlands bekannte Ballade „Roland Schildträger“ eine ganz ähnliche Fabel enthält. Jung Roland darf seinem Vater Milon als Schildknappe mit anderen Großen auf die Suche nach einem Riesen folgen, der in seinem Schilde ein herrliches Kleinod trägt, nach dem König Karl eifriges Gelüste hat. Während Herzog Milon, von den Genossen getrennt, im Walde ausruht, erspäht Jung Roland, der Wache hält, einen Riesen, erschlägt ihn nach kurzem Strauß, nimmt das Kleinod aus seinem Schilde und geht dann bescheiden seines Weges. Die Helden langen am Königshofe an, jeder mit einem Waffen des Riesen geschmückt, dessen Leichnam sie inzwischen entdeckt haben. Nur das Kleinod fehlt. Erst mit Rolands Ankunft löst sich das Rätsel, und der junge Fant erklärt bescheiden: „Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht, daß ich erschlug den groben Wicht, dieweil Ihr eben schliefet!“ Also auch hier vollbringt ein „reiner Tor“ die Tat, vor der die Tapfersten des Landes zurückbeben. Die Figur des Jung-Roland ist zur künstlerischen, besonders plastischen Verwertung sehr zu empfehlen.

XIII. Zwei Berliner Zeitschriften haben den Namen „der Roland“ angenommen, darunter die geschätzte Zeitschrift für Heimatkunde, welche unser Mitglied K. Kühne jetzt im 3. Jahre herausgibt.

XIV. In der Potsdamerstraße hierselbst befindet sich unter der Firma des Roland seit Jahr und Tag ein prächtig eingerichtetes Wirtshaus, durch seinen monumentalen Auf- und Ausbau Interesse erregend.

XV. Die Geschichts- und Rechtsverhältnisse des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster sind gegenwärtig Gegenstand der Beschlußfassung innerhalb der städtischen Behörden und verdienen wegen ihres hohen Alters und wegen des Ansehens, welches diese älteste humanistische Lehranstalt Berlins mit Recht genießt, auch in der Brandenburgia gewürdigt zu werden. Das alte Lehr- und

Lerngebäude Klosterstraße 74 mitnebst der Streitschen Stiftung ist das ehrwürdigste Schulhaus Berlins, hat die Beachtung der Brandenburgia stets in besonderem Maße angezogen und ist von derselben unter gütiger Führung des Herrn Gymnasial-Direktors Bellermann am 7. Oktober 1903 eingehend besichtigt worden.

Die Rechtsverhältnisse der Anstalt nach innen wie außen sind von jeher kraus und verwickelt gewesen. Die geschichtliche Entwicklung ist in gedrängter Kürze folgende. Das Grundstück enthielt früher ein Franziskanerkloster der grauen Brüder, auf einem im Jahre 1271 den Mönchen von dem Markgrafen geschenkten Platze um das Jahr 1290 gebaut. Um dieselbe Zeit schenkte Jacob von Nebede die zwischen Berlin und Tempelhof belegene Ziegelei. Nach Einführung der Reformation wurde das Kloster aufgehoben und diente eine Zeitlang dem Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg, dem Alchimisten Leonhard Thurneisser, zur Wohnung und zum Laboratorium; derselbe legte auch eine Buchdruckerei darin an, in welcher mehrere Schriften mit dem Druckorte „im grauen Kloster“ gedruckt worden sind. Im Jahre 1574 wurde das Kloster der Schule eingeräumt. Durch das bedeutende, beinahe auf 148 000 Thlr. sich belaufende Vermächtnis, welches der Kaufmann Sigismund Streit in Venedig 1752 und 1760 dem Gymnasium hinterließ, ward es möglich, 1786 bis 1788 das Gymnasialgebäude und die Lehrerwohnungen neu zu erbauen, auch die Streitsche Stiftung mit den damit verbundenen Freitischen und Stipendien zu errichten und das Gehalt der Lehrer zu erhöhen. Bedeutende Vermächtnisse, wie das des Professors Stein von ungefähr 20 000 Thlr. und das von Regemannsche von 19 000 Thlr. vermehrten die Einkünfte des Gymnasiums, das auch durch die 1819 erfolgte Schenkung von einem Teile des Lagerhauses eine bedeutende Ausdehnung erhielt. 1767 wurde das Köllnische Gymnasium mit der Anstalt verbunden und aus den drei unteren Klassen eine Stadtschule gebildet. Dieses Köllnische Gymnasium, Inselstraße 2—5, dessen Geschichte wir hier wenigstens streifen, hieß ursprünglich das Petrinische Gymnasium und ist die Zeit seiner Begründung unbekannt. 1540 finden sich die ersten Nachrichten davon. 1738 brannte es mit der Petrikirche zugleich ab und ward in das Köllnische Rathaus verlegt. 1767 wurden die obersten Klassen mit dem Berlinischen Gymnasium vereinigt und bildeten mit demselben das Berlinisch-Köllnische Gymnasium. Die unteren Klassen blieben selbständig als Köllnische Schule. 1824 wurde diese Trennung wieder aufgehoben und das Köllnische Gymnasium als Real-Gymnasium begründet, indem es sowohl für die Universität als auch für die anderen Berufszweige die Vorbildung gab. Die nach dieser Zeit erfolgte Hebung der Realschulen machte diese an sich schwierige Verbindung entbehrlich und im Oktober 1868 wurde die Anstalt wieder ein humanistisches Gymnasium, das vorzugsweise für die Universität

ausbildet, für Physik, Chemie, englische und französische Sprache jedoch noch fakultativen Unterricht gewährt. Diese beiden städtischen Gymnasien sowie das städtische Friedrich-Werdersche Gymnasium (zur Zeit noch Dorotheenstraße 13–14, 1681 im ehemaligen Friedrichs-Werderschen Rathause eingerichtet, 1683 eingeweiht, brannte 1794 ab, 1800 in das Haus Oberwasserstraße 10 und in das ehemalige Fürstenhaus Ecke Werderscher Markt und Kurstraße, hierauf Michaelis 1875 nach den erst gedachten Räumen verlegt, um demnächst nach Moabit überzusiedeln) haben besondere Gymnasiarchen, d. h. eine Art Ehren-Kuratorium, wie es sonst bei den höheren Lehranstalten Berlins nicht vorkommt. Die Gymnasiarchen, vier an der Zahl, bestehen z. Z. bei jedem der drei Gymnasien aus den Stadtschulräten Dr. Gerstenberg und Dr. Michaelis sowie dem Stadtrat Wagner, wozu jeweils der betreffende Direktor tritt, also z. Z. die Herren Dr. Bellermann, bez. Dr. Meusel und Dr. Lange (Friedrichs-Werder).

Hinsichtlich des uns hier hauptsächlich beschäftigenden Berlinischen Gymnasiums hat nun unser verehrtes Mitglied Herr Stadtsyndikus Weise unter dem 5. Juli 1904 „Allgemeine Vorbemerkungen über die Verhältnisse des Grauen Klosters“ für die städtischen Behörden niedergeschrieben. Dies ist ein sorgfältigst nach den Akten verfaßter Bericht, den wir wegen seines bleibenden, geschichtlichen Interesses hier abdrucken, unter Weglassung des Schlusses, der den jetzt entstandenen Streit über das Wohnungsrecht der Lehrerschaft betrifft.

Bei den Baulichkeiten und den sonstigen äußeren Angelegenheiten des Gymnasiums zum Grauen Kloster oder Berlinischen Gymnasium kommen als beteiligte Interessenten in Betracht:

die Stadtgemeinde, das Gymnasium als juristische Person, die Streitsche Stiftung, die Kommunitätskasse, die mit Wohnung im Gymnasium angestellten Lehrer.

1. Die Stadtgemeinde ist Patron der Anstalt. „Ob zwar der Kurfürst Johann Georg solche Kirche und Schule samt den zugehörigen Gebäuden, Kreuzgängen und darin gelegenen Garten, Beichthause und Kirchhofe, auch allen der Schulen Einkommen, so ihr allbereit dazu sein und dazu künftig gegeben und vereignet werden möchten dem Rate der Stadt Berlin vereignet und perpetuieret hat zu derselben Schulen ohne jemandes Einrede für und für zu gebrauchen“ (1574), so ist doch von Anfang an, die Stadt dem Gymnasium, als eigener juristischer Persönlichkeit, nur als Patron gegenüber getreten, dies entspricht auch dem Allgemeinen Landrecht II 12, §§ 54, 59, 60. Da das Vermögen des Gymnasii, soweit es von bestimmten Auflagen und Zwecken frei ist, nicht zureicht, um Lehrerbesoldungen und sachliche Bedürfnisse des Gymnasii zu bestreiten, vielmehr von der Stadtgemeinde jährlich zirka



100 000 Mk. zugeschossen werden müssen, so sind auch die eigenen freien Einnahmen des Gymnasii, wie bei den anderen höheren Schulen stets auf diesen Zuschuß verrechnet und haben nur eine Einnahmeposition in unserem Spezial-Etat Nr. 9/10 gebildet. Dies hat auch das Provinzial-Schulkollegium in dem Erlasse vom 2. August 1901 (Bl. 151 Art. Schuls. Gen. Nr. 1) ausdrücklich als gerechtfertigt anerkannt.

2. Das Gymnasium hat zwar eigene juristische Persönlichkeit. Sein Vermögen besteht aber nur in den 1574, 1822 und 1831 vom Landesherrn geschenkten Gebäuden des alten Klosters und des sogenannten Lagerhauses, welche auch im Grundbuch auf den Namen des Gymnasii berichtigt sind, in den eingehenden Schulgeldern und einigen unwesentlichen Einnahmen, welche, wie zu 1 bemerkt, unmittelbar zum Etat des höheren Schulwesens von der Stadtgemeinde behufs Bestreitung der Gesamtausgaben desselben, vereinnahmt werden. Bei dem Gymnasium bestand und besteht auch noch in einem bereits zweimal fast völlig verbrauchten, jetzt aber wieder 67 400 Mk. betragenden Bestande ein sogenannter Miets- und Baufonds, der uns bei Gelegenheit der im vorigen Jahrhundert geschehenen landesherrlichen Schenkung von Teilen des Lagerhauses eingetretenen, vorübergehenden Einnahmen entstanden und verzinslich als solcher angelegt worden war. Auch über diesen ist, wie über die sonstigen freien Einnahmen und Vermögensstücke des Gymnasii stets vom Magistrat zum Besten des Gymnasii selbständig verfügt worden, so 1848/49 zum Umbau des früheren, jetzt niedergelegten Lehrerwohnungsgebäudes Neue Friedrichstraße 84, und auch neuerlich zum Bau der Turnhalle auf dem, zu diesem Zwecke angekauften (Haberkerischen) Grundstück Neue Friedrichstraße 86. Der Besitztitel dieses letzteren, nunmehr dem Gymnasium überwiesenen Grundstücks ist ebenso, wie derjenige des in den sechziger Jahren teilweise zur Erweiterung des Schulhofes von der Stadtgemeinde angekauften Grundstücks Neue Friedrichstraße 85 auf den Namen der Stadtgemeinde eingetragen geblieben.

3. Die Streitsche Stiftung ist eine selbständige Stiftung mit eigener juristischer Persönlichkeit aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Ihr Zweck besteht in der Gewährung von Zuwendungen an die Lehrer, die Lehrerwitwen, der Haltung eines Schülerinternats (Streitsche Kommunität) der Ausstattung der Instrumentensammlung, der Sternwarte u. s. w. Sie wird von einem besonderen Stiftungsdirektorium verwaltet, welches ganz unabhängig vom Magistrat, lediglich unter dem Unterrichtsministerium steht. Bleiben nach Erfüllung der von dem Stifter (Kaufmann Sigismund Streit) bestimmt vorgezeichneten Zwecke noch Mittel der Stiftung verfügbar, so kann das Stiftungsdirektorium dieselben nach seinem besten Wissen zum Nutzen des Gymnasiums verwenden. Der Magistrat als Patron soll aber keineswegs auch die Stiftung beaufsichtigen, zu

keiner Rechnungsabnahme zugezogen werden, und das Direktorium „ihm nicht Red' und Antwort zu stehen“ haben. Insbesondere sollen zwar nach der Vorschrift des Stifters für den Rektor, Prorektor und Konrektor Dienstwohnungen gebaut, aber, nachdem dies geschehen, zur Ausbesserung und Unterhaltung derselben oder sonstiger Gymnasialgebäude nichts aus den Mitteln der Stiftung hergegeben werden.

In den Jahren 1786—88 hat darnach das Streitsche Stiftungsdirektorium mit Genehmigung des Magistrats nicht nur:

- a) in dem, dem Gymnasium gehörigen Grundstück Klosterstraße 74 ein ganz neues Lehrerwohngebäude für den Direktor und drei Professoren errichtet, in dem auch die Streitsche Kommunität untergebracht wurde, sondern auch
- b) das bereits vorhandene Lehrerwohngebäude, Neue Friedrichstraße 84, dergestalt umgebaut, daß dasselbe außer einem Hör- und Bibliotheksaal noch drei Lehrerwohnungen aufnahm, wovon eine aber bald wieder einging und zur Erweiterung der Klassenräume benutzt wurde.

Auch im Jahre 1859, als das Gebäude an der Neuen Friedrichstraße 84 wieder umgebaut worden, auch das Quergebäude hinter Klosterstraße 74 abgebrochen werden mußte, so daß nicht nur die beiden noch übrig gebliebenen Wohnungen Neue Friedrichstraße 84, sondern auch zwei Lehrerwohnungen im Quergebäude Klosterstraße 74 fortgefallen waren, steuerte die Streitsche Stiftung wiederum ein Drittel der Kosten bei, während der Überrest aus städtischen Mitteln aufgebracht wurde. Das Haus Neue Friedrichstraße enthielt nun vier Lehrerwohnungen und die Streitsche Kommunität.

Mit Rücksicht auf diese Leistungen der Streitschen Stiftung, und mit Rücksicht auf die Bestimmung des Stifters, wonach zur Unterhaltung der Lehrerwohnungen und sonstigen Baulichkeiten durchaus nichts aus der Streitschen Stiftung entnommen werden sollte, ist über die Unterhaltungspflicht dieses Gebäudes, in welchem die Streitsche Kommunität sich nunmehr befand, unter dem 1. Juli 1869 ein von Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung genehmigtes Abkommen getroffen, wonach die Streitsche Stiftung nur die Unterhaltung der zur Ausstattung der Kommunität gehörigen Geräte, die Gasbeleuchtungsgegenstände, Wasserklosetts, Waschbecken, dagegen die Stadtgemeinde alle übrigen baulichen Reparaturen und Neuarbeiten an diesem Gebäude zu übernehmen hatte.

4. Die Kommunitätskasse, welche mit der sogenannten Streitschen Kommunität nichts zu tun hat, besteht bei dem Gymnasium anscheinend schon seit dessen Gründung. Urkunden über ihre ursprüngliche Foundation, oder Statuten sind nicht vorhanden, doch wird sie in den ältesten Schulordnungen, als Stiftung „für arme und fähige Schüler“ des Berlinischen

Gymnasiums erwähnt, und die Akten der Schule enthalten viele Notizen über Geschenke und Zuwendungen an sie. Sie bildet stets nur ein der Anstalt gehöriges Zweckvermögen (§ 75 II 6 A. L. R.), als Eigentümerin der ihr gehörigen Vermögensstücke ist das Berlinische Gymnasium anzusehen. Der Magistrat, als Patron des Gymnasiums führte, wie er die Verwaltung des Gymnasialvermögens an sich gezogen hatte, auch die Rechnung der Kommunitätskasse, deren Kapitalien in seinem Depositorium aufbewahrt wurden, unter Mitwirkung einerseits des Direktors, andererseits des Provinzial-Schulkollegiums als Aufsichtsbehörde.

Etwa um 1698 schenkte der Stadtverordnete und Handelsmann Hans Henze der Kommunitätskasse ein Grundstück vor dem Landsberger Tore, welches bis 1898 regelmäßig vom Magistrat zu Gunsten der Kommunitätskasse, zuletzt für 4000 Mk., verpachtet wurde. Der Etat dieser Kasse belief sich damals auf zirka 7300 Mk. in Einnahme und Ausgabe. Aus diesem wurde ein Mittagstisch für 10 Schüler Abendtisch für 23 bedürftige Schüler, 5 Stipendien für solche zu 300 Mk. jährlich bestritten. Im Jahre 1898 gelang es dem Direktor Bellermann, dieses Grundstück unter Genehmigung des Magistrats und des Provinzial-Schulkollegii für 1 500 000 Mk. zu verkaufen. Den Kaufpreis hat der Direktor in Empfang genommen und mit Genehmigung des Magistrats und des Provinzial-Schulkollegii bisher verwaltet und zum Besten des Gymnasii verwendet. Auch diese Verwendungen haben, im Hinblick einerseits darauf, daß die Zinsen des obigen Kapitals (zirka 45 000 Mk.) in der bisherigen Beschränkung der Kommunitätskasse zu Gunsten der engsten Bedürfnisse der armen und fähigen Schüler (Nahrung und Geldunterstützung) mit Nutzen gar nicht verbraucht werden konnten, andererseits darauf, daß Verbesserungen der Räumlichkeiten der Schulräume und Lehrerwohnungen des Gymnasii mittelbar zugleich den armen und fähigen Schülern dasselbe zu Gute kommen, die Genehmigung des Magistrats, als Patron und der Schulaufsichtsbehörde gefunden. Die Abrechnung über diese Verwendungen mit dem Direktor Bellermann schwebt zur Zeit bei J.-Nr. 452 F. B., bei welcher dann auch über die Aufbewahrung und weitere Verwaltung der Restbestände der  $\frac{1}{2}$  Millionen Mark (500 000 Mk.), welche inzwischen teils auf Hypotheken, teils in einem zu Schöneberg belegenen Grundstück angelegt waren, wie auch der älteren Bestände der Kommunitätskasse (zirka 93 000 Mk.), die noch im Magistratsdepositorium befindlich sind, zu entscheiden sein wird.

Die Verwendungen aus den der Kommunitätskasse zugeflossenen  $1\frac{1}{2}$  Millionen Mark sind, abgesehen von der Vermehrung der Zahl der Kommunitätsstipendien von 5 auf 10 und der Erhöhung des Betrages derselben von 300 auf 400 Mk., folgende:

- a) Es wurde das Grundstück Klosterstraße 73 für das Gymnasium zum Preise von 500 000 Mk. angekauft und zu Wohnungen des Direktors und zweier Professoren neu ausgebaut, ferner
- b) das bisherige Direktorialgebäude Klosterstraße 74 zu Wohnungen für drei Lehrer umgebaut,
- c) das Gebäude Neue Friedrichstraße 84 niedergelegt und an dessen Stelle ein kleineres, lediglich Schulräume enthaltendes Gebäude errichtet, endlich wurde
- d) die bei dem Bau der neuen Turnhalle, welcher — wie oben schon erwähnt — teils aus dem Miets- und Baufonds des Gymnasii, teils aus städtischen Mitteln bewirkt worden ist, erforderlich gewordene Ablösung des Wohnungsrechts der Nikolaikirche für ihren Küster an dem mit zur Turnhalle verwendeten sogenannten Küsterwohngebäude mit 24 500 Mk. auf die Kommunitätskasse übernommen und an die Kirchenkasse von Nikolai ausgezahlt. Hierbei wurden zugleich überall in den alten Klostergebäuden die durch Einbauten und Querwände verunstalteten schönen Kreuzgänge und Gewölbe wiederhergestellt, und es mußte seit dem Oktober 1901 eine seit 1869 für Rechnung des Gymnasii (bezw. nach Nr. 1 der Stadtgemeinde) an den Gesanglehrer Professor Heinrich Bellermann zuletzt für 620 Mk. jährlich vermietete kleine Wohnung im Hause Klosterstraße 74 zu einer der Lehrerwohnungen dieses Gebäudes gezogen werden, so daß sie nicht mehr vermietet werden konnte.

Im ganzen hat die Kommunitätskasse für bauliche Zwecke im Interesse des Gymnasiums zirka 1 Million verwendet. Das Gymnasium hat dadurch unter Wahrung seines altherwürdigen baulichen Charakters, auf beiden Seiten der alten Klosterkirche in abgeschlossener Lage ausreichende Innenräumlichkeiten und geräumige Höfe erhalten und für die unmittelbaren Zwecke der eigentlichen Schülerkommunität sind noch reiche Mittel zurückbehalten.

5. Eine Anzahl von Lehrerwohnungen waren bei dem Gymnasium anscheinend von Anfang an vorhanden, zeitweise (nach einer Eingabe der Lehrer aus dem Jahre 1705) und nach dem Streitschen Neubau (1787) waren es sieben, regelmäßig nur sechs einschließlich der Direktorwohnung, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch nur noch vier (in dem Streitschen Neubau Klosterstraße 74). Seit 1859, infolge des Neubaues in der Neuen Friedrichstraße standen wieder sechs Lehrerwohnungen zur Verfügung und dies ist auch nach den Bellermannschen Bauten der Fall.

Irgend ein Recht der am Berlinischen Gymnasium angestellten Lehrer auf Gewährung (freier) Dienstwohnungen hat niemals bestanden, obwohl dies früher vielfach behauptet worden ist. Vielmehr war das

Vorhandensein und die Gewährung von Dienstwohnungen stets nur ein tatsächliches Verhältnis gewesen, dessen Aufrechterhaltung im Interesse des Gymnasii und zur Wahrung Jahrhunderte alter Traditionen allerdings stets als sehr erwünscht bezeichnet worden ist. Eine juristische Person neben und gegenüber derjenigen des Gymnasiums, deren Substrat das Lehrerkollegium gewesen wäre, ist nirgends nachweisbar, der einzelne Lehrer konnte seine Rechte, dem Gymnasium oder dem anstellenden Patron gegenüber (§ 59, 60 II. 12 A. L. R.) nur aus seiner Anstellung und der ihm erteilten Vokation herleiten. — Morgen gelangt die Angelegenheit in der Stadtverordneten-Versammlung zur Verhandlung und Beschlußfassung.

XVI. Neue Erwerbungen für das Uckermärkische Museum teilt uns u. M. der Kustos des Museums Stadtrat August Mieck aus der ihm gehörigen Prenzlauer Zeitung vom 18. Oktober 1904 mit, wobei ich das Bedauern ausspreche, daß der Verfasser leider schwer erkrankt sich nach dem Krankenhaus in Stettin hat begeben müssen, um die auch von uns recht sehr erhoffte Besserung seines Leidens zu finden. Ich hebe hervor einen vom Lehrer Sucrow, einem eifrigen vorgeschichtlichen Sammler zu Lunow a. O., daselbst gemachten Fund eines teilweise erhaltene kiefernen Einbaum-Kahns. Ferner 2 kegelig durchbohrte Hirschhorn-Hämmer aus der Feldmark Lübbenow. — Einen Halschmuck (Bronzeröllchen, bronzene Halbkugeln, Bernsteinperlen und durchbohrte Eberzähne) in einer zweihenkeligen, bauchigen, mit konischem Hals versehenen Aschenurne, die einem bronzezeitlichen Grabe entnommen wurde bei der Stendeller Mühle. — Eine tönerner vogelartige Kinderklapper mit daran befindlichem tönernem Ring zum Umhängen der Klapper, aus dem bronzezeitlichen Gräberfeld am Herrenhofer Wege bei Stendell.

XVII. Bausteine zu einer Geschichte des Barnim sowie seiner Dörfer Petershagen und Eggersdorf. Chronik nach den Quellen. Drei Teile. Mit Abbildungen und Urkundenabdrücken. I. Teil: Geschichte. Auf Veranlassung und im Verlage des Vereins für Heimatkunde zu Petershagen und Eggersdorf. Herausgegeben von Alexander Giertz, Pfarrer, Petershagen bei Fredersdorf 1903—1904.

Einzelne Abschnitte dieses gründlichen auf eingehendstem Quellenstudium beruhenden großen Werkes haben der Brandenburgia schon vorgelegen. Alles was rühmliches damals zu sagen war, ist jetzt in noch vollerm Maße zu wiederholen. Etwa 500 Kreisinsassen haben unter Benutzung von Fragebogen an dem Buch mitgearbeitet, ein erfreuliches Zeichen für den Eifer eines kleinen dörflichen Vereins, dem es gelingt, ein so großes Quellenwerk herzustellen. Dasselbe hat für den ganzen alten und neuen Barnim, also auch für das eigentliche Alt-Berlin

bis zum rechten Spreeufer unserer Stadt, Bedeutung und Wert. Die Naturgeschichte des Gebietes ist auch berücksichtigt, ebenso die Ur- und Vorgeschichte. Eine größere Zahl von Abbildungen schmückt das Werk, das fortan jeder Forscher märkischer Geschichte dieser Gegend wird berücksichtigen müssen.

Hoffen wir, daß die noch fehlenden Bände recht bald erscheinen werden.

Zur Anschaffung insbesondere auch für öffentliche Bibliotheken sei das Werk warm empfohlen.

XVIII. Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. Bd. XVII. I. 1904. Ich hebe als kulturgeschichtlich beachtenswert hervor: „Zur Geschichte der Porzellanfabrikation in der Mark Brandenburg“ von Prof. Dr. Stieda in Leipzig, S. 69–93. Behandelt die sogen. Porzellanfabrik des Staatsministers von Görne zu Plaue a. d. Havel. Das braune Steingut, das sogen. braune Görne-Porzellan, dessen Stücke meist angeschliffen sind wie das älteste ebenfalls fälschlich sogenannte Porzellan Böttgers, ist selten und wird mit letzterem öfters verwechselt; das Märkische Museum sowie das Kunstgewerbe-Museum hier besitzt davon. In Meißen verstand man aber schon seit 1710 nach Auffindung von Kaolin-Lagern das reine weiße Porzellan herzustellen, so daß Görne von vornherein hinterherhinkte. Die Fabrik, die vergeblich dem Kurfürsten von Sachsen zum Kauf angeboten wurde, ging 1720 an den Kastellan Pennewitz über; seit 1730 schweigen die Nachrichten und scheint die ganze verfehlte Sache ein unruhliches Ende genommen zu haben.

Weiter behandelt Stieda noch die Glasporzellanhütte der Gebrüder Schackert. Das Privileg ist vom 7. Juli 1751 und die Fabrikstätte in Basdorf bei Zechlin, Kreis Ruppin. Die Gebrüder Schackert haben aber niemals ihre damaligen Konkurrenten, die Brüder Wegely, eingeholt und nie etwas anderes als eine plumpe Nachahmung dieses Porzellans hergestellt. Es ist wenig davon vorhanden. Nach gefälliger Mitteilung u. M. Herrn Robert Mielke hat Herr Brinkmann, der findige Direktor des Hamburger Kunstgewerbe-Museums, ein kleines Schackert-Krüglein, das für 75 M. ausgeteilt wurde, erworben. Die Masse desselben ähnelt mehr einer Glasschlacke und ist kein Kaolin-Porzellan. Von 1763 ab scheint nichts mehr von der verschwundenen Fabrik zu verlauten.

XIX. W. von Sommerfeld: Beiträge zur Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter I. Teil (Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg). Sehr beachtenswert für die Anfänge unserer Mark, in welche selbstredend die Altmark einbegriffen. Die Territorialbildung, die ethnologischen Verhältnisse, die Rechtsstellung der Markbevölkerung, des Adels

und des Herrscherhauses werden entwickelt. Das 2. Buch dieses Teils beschäftigt sich dann mit den Askaniern. Unsere Mitglieder werden hierin reiche Belehrung in knappster Darstellungsform finden.

XX. Das Tagebuch Dietrich Sigismund von Bachs (1674 bis 1683) her. von Prof. Dr. Ferd. Hirsch (ebendasselbst 1904).

Meist französisch geschriebene eingehende Berichte über die kriegerischen und sonstigen Fahrten und Züge des Großen Kurfürsten. Manches für die Kulturkunde der Zeit Interessante wird beiher erwähnt.

XXI. Cognata ad sidera tollit, Festrede von H. Diels in der öff. Sitzung der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibniz'schen Jahrestages am 30. Juni 1904. Das erste wissenschaftliche Institut unsers Staats befindet sich seit Abbruch der alten Baulichkeiten auf der Wanderschaft und ist vorläufig in dem Gebäude an der Potsdamer Straße untergebracht, in welchem Jahre hindurch bis vor kurzem die Hochschule für Musik ihre Geschäfte erledigen mußte. Erbaut ist es von dem 1869 verstorbenen Rechnungsrat Friedrich Adolf Schneider, der nichts geringeres vorhatte, als astrometeorologische Studien dort zu betreiben.

Die älteren Berliner erinnern sich noch der am Hause auf blauem Schilde in goldenen Lettern angebrachten Inschrift:

ASTROMETEOROLOGISCHES INSTITUT



In einer Schrift „Berechnung der Temperatur vom 7. Mai bis 6. September 1850“ sagt Sch. von sich: „Wenige Wissenschaften können den Moment ihrer Entstehung vollkommen genau angeben. Für die Entstehung der Astro-Meteorologie — dies ist wirklich etwas ganz eigentümliches — kann der Tag, ja sogar die Stunde angegeben werden, wo sie ins Leben trat. Es war der 23. November 1836 21 Uhr 9 Min., wo der Unterschied des Barometerstandes von 6.50 Linien gegen den Tages zuvor, um 3 Uhr 27 Min., den fragenden Gedanken in mir hervorrief: Sollte dieser große Unterschied wohl von einer Planeten-Konstellation herrühren? Das Berliner astronomische Jahrbuch für 1836 zeigte in seiner Abteilung „Erscheinungen und Beobachtungen“, wo die Konstellationen der Zeitfolge nach verzeichnet sind, am 22. November 10 Uhr 28 Min. Urananus in Quadratur mit der Sonne ☉ ☐ ☽. Dies sehen und den Plan entwerfen, wie die Planeten zur Entdeckung eines Geständnisses ihres Mitinflusses auf unsere meteorologischen Erscheinungen zu examinieren seien, war das Werk desselben Augenblickes. Und gleich darauf begannen auch die Arbeiten, welche von so gesegnetem Erfolge begleitet

wurden, daß über den berechenbaren Miteinfluß aller Planeten auf unsere Witterungserscheinungen gar kein Zweifel mehr herrschen kann.“

Diese Quadratur brachte Schneider, wie angedeutet, auf der Inschrifttafel der Hausfassade an.

Schneider hatte mancherlei Verluste erlitten, aber auch zweimal das große Loos gewonnen, was ihn in seiner auserwählten göttlichen Mission bestärkte. So sagt er: „Von dem lieben Herrn Jesu bin ich im Jahre 1832 auf eine wunderbare Weise zur Tätigkeit für die Verbesserung der meteorologischen Forschungen geführt worden, ward dann von dem lieben Gott am 22. November 1836 ebenfalls in wunderbarer Weise berufen, die Astrometeorologie ins Leben zu rufen. In dem Maße, als ich auf seine vernehmbare Stimme lauschte und mich durch sie führen ließ, machte die neue Wissenschaft reißende Fortschritte. Die Astrometeorologie ist also mein unantastbares Eigentum und so erkläre ich, daß niemand sie treiben und benutzen darf als der von mir die Gerechtsame zur Benutzung und Weiterführung erkaufte hat. Ich sehe mich zu dieser Erklärung veranlaßt, damit eine Gesellschaft, die sich zu ihrer Ausbeutung verbindet, in ihrem Eigentumsrecht geschützt bleibe. An Gottes Segen ist Alles gelegen.“

Letzterer lag aber doch nicht auf den unfruchtbaren Spekulationen Schneiders, enttäuscht ruft er 1864 aus: „Die sehr mühsame Arbeit ist vergebens gewesen und die sehr bedeutenden Kosten waren unnütz verschwendet.“

Das wahrste Wort Schneiders, denn selbst das Kapital, das er dem Könige vermachte, damit aus den Zinsen ein neuer Astrometeorologe engagiert würde, wurde auf Doves Gutachten hin von Allerhöchster Stelle abgelehnt.

Auch das Motto Leibnizs: „er strebt den erkannten Gestirnen zu“ deutet auf die Astronomie und die ist in dem ältesten Akademiegebäude ja betrieben worden. Auch war, wie ich bei Besprechung der 200 Jahrfeyer der Akademie am 19. März 1900 (Brandenb. IX. S. 43 u. 255) erwähnte, diese gelehrte Gesellschaft bezüglich ihrer Einnahmen auf die Einkünfte aus der Herstellung des Kalenders angewiesen.

Diels' geistvolle Rede verbreitete sich noch weiter über die Astronomie und ihre Vorläuferin, die Astrologie, bei den Kulturvölkern der alten Welt. Wir sind dem Herrn Verf. auch vom Standpunkt der Heimatkunde sehr verbunden.

XXII. Der Teltower Kreiskalender 1905, von welchem u. M. Dr. Spatz freundlichst ein Exemplar mitteilt, erreicht an Stofffülle und geschickter Anordnung vollauf seinen Vorgänger. Sie finden darin insbesondere die Fortsetzung der Schilderungen des werdenden Teltow-Kanals.



XXIII. Ein Barnim-Kalender, wegen dessen ich u. M. Pfarrer Giertz-Petershagen kürzlich befragte, ist für 1906 in Aussicht genommen. Er wird verständiger Weise beide Teile der Landschaft Barnim umfassen.

XXIV. Der Wanderer durch West- und Ost-Preußen. Organ des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs in Ostpreußen zu Königsberg und des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs für Elbing. Erscheint vom April bis Oktober monatlich. Die vorliegende No. 7, Elbing, Oktober 1904, enthält mehrere interessante Aufsätze über die neue Technische Hochschule zu Danzig, über die Artushöfe in Alt-Preußen von L. Wende. Danach befanden sich Artushöfe nachweislich oder befinden sich noch in den 6 preußischen Städten Thorn, Culm, Elbing, Braunsberg, Königsberg, Danzig, außerdem noch in Stralsund und Riga. Wahrscheinlich sind sie auf dem Seeweg von England aus, dem eigentlichen Sitz des Artus-Tafellandes, nach den Ostseestädten verpflanzt von 1310 (Thorn) ab; Elbing zirka 1350; Braunsberg 1353; Danzig zirka 1350; Stralsund 1316.

Dieses Heft des Wanderers ist sehr ansprechend und lockt förmlich zu einer Wanderfahrt nach den altpreußischen Städten, welche nicht entfernt bei uns bekannt so sind, wie sie es ihrer Lage, ihrer Geschichte, ihrer ehrwürdigen Bauten und ihrer schönen Umgebungen halber verdienen.

Unsere heimatlichen Zeitschriften — ich denke dabei u. A. an den „Bär“ und den „Roland“ — sollten erwägen, ob sie nicht bezüglich der Provinz Brandenburg etwas Ähnliches mit ihren Veröffentlichungen während der eigentlichen Reise-Saison verbinden könnten.

XXV. Herr Dr. Fiebelkorn, u. M. hat die Güte dem Märkischen Museum ein Exemplar der Medaille zu stiften, welche vom Verbands



deutscher Thon-Industrieller nebst einem künstlerisch ausgestatteten Diplom denjenigen Arbeitern übereignet wird, die in einem dem Verbands angehörigen Etablissement 25 Jahre gearbeitet haben.

XXVI. Am 18. Oktober dieses Jahres ist auf dem Müggelberge eine Bismarck-Warte eröffnet worden. Es ist ein massiver 40 m hoher Aussichtsturm, auf dessen oberster Plattform an großen neugeschichtlichen Gedenktagen Freudenfeuer abgebrannt werden. Zur Errichtung

dieses eigenartigen Bismarck-Denkmal hatte sich aus Coepenicker und Friedrichshagener Herren ein Komitee gebildet, das den Bau nach dem Entwurf von Rietz durch Baumeister Scharnke ansühren ließ. Bei der Eröffnung wurden denjenigen Teilnehmern, die größere Beiträge geleistet hatten, silberne Medaillen mit dem Brustbild Bismarcks und einem Bilde der Warte übergeben. Unser Mitglied, Herr Körner, stiftete sein so empfangenes Exemplar, das hier zur Ansicht zirkuliert, in das Märkische Museum.

XXVII. Unser Mitglied Herr Kaufmann Minck ist so freundlich gewesen, dem Märk. Museum ein kupfernes Prägstück zu verehren, welches sein Schwiegersohn, der uns als freundlicher Führer der Brandenburgia am 24. Mai 1903 nach Belzig noch bestens erinnerliche Herr Dr. med. Krüger auf seiner Beszung nahe der Burg Eisenhart ausgegraben hat.

Durchmesser 26 mm. Auf der Vorderseite: ein Tisch, an welchem der reiche Mann sitzt, vor sich Geldrollen. Daneben steht ein dürftig gekleideter Mann, der anscheinend Geld auf den Tisch legt. Unter letzterem scheint ein Hund sich zu sättigen. Umschrift: Hab Erbarmen Ueber die Armen. Rückseite:

† 40 †

Manus Sedorum Opes Pariunt,  
Pigrorum Vero Esuriunt.

d. h.: Die Hände der Fleißigen schaffen Reichtümer, die der Trägen leiden Mangel.

Soll die 40 etwa 1640 bedeuten? Vermutlich ein Münzmeister-Jetton.

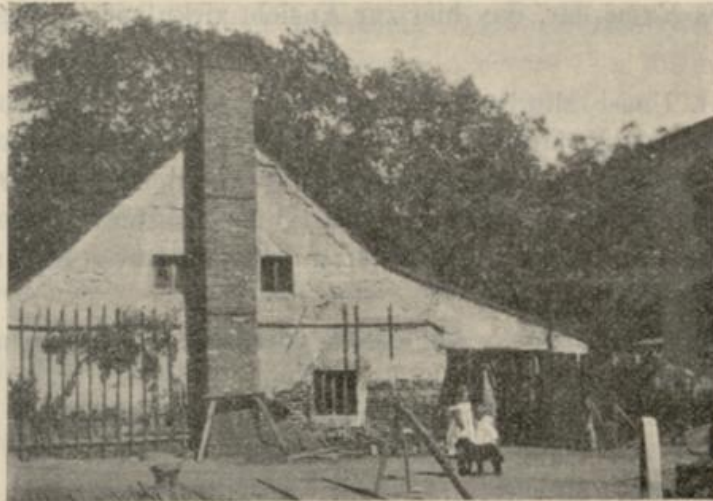
XXVIII. Ein weißes, noch ungebrauchtes, ungemein fein gestricktes Kindermützchen, wie es vielleicht vor 50 Jahren Mode war, angefertigt von Frau Blankenfeld in Spandau, in ihrem 76. Jahre gearbeitet.

Die zierliche Handarbeit wird nebst anderen Handfertigkeitssproben seitens u. M. Herrn Neupert dem Märkischen Museum verehrt, wir danken ihm sowie den vorerwähnten Spendern verbindlichst. (Von anwesenden Damen als ein wahres Kunstwerk von Feinstickerei erklärt.)

#### E. Bildliches.

XXIX. Die Dorfschmiede in Nieder-Schönhausen, Kreis Nieder-Barnim, abgerissen i. J. 1904, aufgenommen durch den Städt. Lehrer Herrn Foerster, überreicht von unserm Mitgliede, dem nie rastenden Bildersammler Herrn Gustav Lackowitz. Das Bild ist, wie

Sie ersehen, so echt märkisch und dabei so stimmungsvoll, gleichzeitig Erinnerung an das frühere Aussehen des sich immer großstädtischer entwickelnden Vororts, daß wir uns nicht versagen können, es hierunter zu verewigen.



XXX. Eine große Anzahl neuer Ansichtspostkarten bis auf eine aus Französisch-Buchholz sämtlich aus den Nachbardörfern Pankow und Nieder-Schönhausen. Stiftung unsers zu XXIX genannten Mitgliedes. Außerdem von demselben eine Totalansicht von Pankow auf einer doppelten Längs-Karte.

XXXI. Inneres der Kirche zu Buchholz, Kreis Ober-Barnim, phot. auf der Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums durch Herrn Otto Zotzmann am 18. Sept. 1904 und überwiesen durch u. M. Herrn Pfarrer Giertz. Interessanter Barock-Hochaltar.

XXXII. Äußeres der Kirche zu Wesendahl, Kreis Ober-Barnim. Phot. und geschenkt wie XXXI. Stattlicher passend renovierter gotischer Feldsteinbau mit schlankem Turm.

XXXIII. Alte Eiche in Straussberg, Kreis Ober-Barnim. Prächtiger und mächtiger Solitär-Baum. Phot. und geschenkt wie XXXI.

XXXIV. U. M. Robert Mielke hat 2 interessante volkskundliche Aufsätze: „Aus Detmold“ (Die Weite Welt vom 11. November 1904 S. 397 ff) und „Das niedersächsische Trachtenfest in Scheessel“ (a. a. O. 28. Okt. 1904 S. 346 ff) verfaßt und mit schönen anschaulichen Bildern ausgestattet, auf welche ich mir erlaube Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, hiermit meine Mitteilungen abschliessend.

XXXV. Herr Kustos Buchholz: Die Bronzeschwerter des Märkischen Museums.

In den letzten Wochen ist von zwei verschiedenen Fundstellen, Buch und Gransee, je 1 Bronzeschwert im Märk. Museum eingegangen, die hier mit zur Vorlage kommen.

Bei dieser Gelegenheit hält das Märk. Museum für angezeigt, Ihnen seine sämtlichen Bronzeschwerter, 27 an der Zahl, vorzuführen, damit Sie einen Überblick über die verschiedene Gestaltung dieser vornehmsten Gattung von Fundstücken der Bronze-Periode gewinnen.

Wenn wir alle in der Provinz Brandenburg gefundenen, im Königlichen, im Märkischen und in fremden Museen und Sammlungen, sowie in Privat-Besitz befindlichen Bronzeschwerter zusammenzählen, so wird die Zahl von 80 noch nicht erreicht und nimmt man dazu an, daß vielleicht noch ebensoviel ungedundene in der Erde liegen, so ist das für das weite Gebiet der Provinz Brandenburg im Verhältnis zu den vielen Tausenden von Wohnstätten- und Gräberfunden der Bronzeperiode doch nur eine so geringe Zahl, daß man das Bronzeschwert nicht als eine allgemein geführte Waffe ansehen kann.

Dazu kommt, daß diese Bronzeschwerter nichts weniger als geschickt für den Kampf sind. Als Hieb- und Stichwaffe wäre der Griff nicht faustgerecht, die oft breit entwickelte Knauf-Platte geradezu hinderlich und die Klinge zu schwer, auch der Handschutz nicht ausreichend; als Stichwaffe sind sie ebenfalls wenig faustgerecht, meist zu kurz und gegenüber dem viel häufiger vorkommenden leichteren und längeren Speer völlig unwirksam.

Hieraus läßt sich in Verbindung mit dem relativ seltenen Vorkommen vielleicht der Schluß ziehen, daß die Bronzeschwerter im norddeutschen Tieflande gar nicht als Waffe für den Massenkampf gebraucht wurden, daß sie vielmehr von Führern zugleich als Würde- und Kommando-Waffe getragen wurden, ähnlich den sogenannten, noch viel selteneren „Schwertstäben“. Wir sehen ja auch heute in den modernen Heeren die Offiziere mit Säbeln ausgestattet, die im Kampf gegen das Feuerausgerüst der Soldaten wertlos sind und zum Teil den Zweck haben, die Kommandogewalt anzudeuten.

So finden wir denn auch in der Tat Bronzeschwerter — soweit sie als Beilagen in Gräbern vorkommen — nur in solchen Gräbern, deren Ausstattung als Steinkisten- und Hügel-Gräber auf Mitarbeit vieler Menschen schließen läßt und die auch mit sonstigen vielerlei und reichen Beigaben versehen sind. Die so Bestatteten müssen also innerhalb der betreffenden Landschaft in hervorragendem Range gestanden haben — sie müssen Führer, Häuptlinge oder Fürsten gewesen sein, und man gab ihnen das Würdezeichen, das Schwert, mit in das Grab.

Jedoch ist nicht der größte Teil der bekannten Bronzeschwerter in Gräbern gefunden. Einige kamen bei Aufdeckung von Wohnstätten der Bronzezeit zum Vorschein (z. B. Spandau); andere sind zufällig verloren gegangen und wenn sie dabei im oxydationswidrigen Moorboden versanken, erhielten sie sich goldig blank; noch andere haben sich unter Steinen, vielleicht von wandernden Händlern wohl versteckt, vorgefunden, einzelne, wie das von Briesen bei Brandenburg a/H. sind senkrecht in den Grund von Gewässern, also wohl absichtlich eingebohrt, angetroffen worden. Der Gebrauch der Bronzeschwerter in unserer Provinz dürfte vom Anfang der Bronzezeit bis zu Ende derselben und dann gelegentlich sogar noch neben eisernen bis gegen den Anfang der christlichen Zeitrechnung anzunehmen sein.

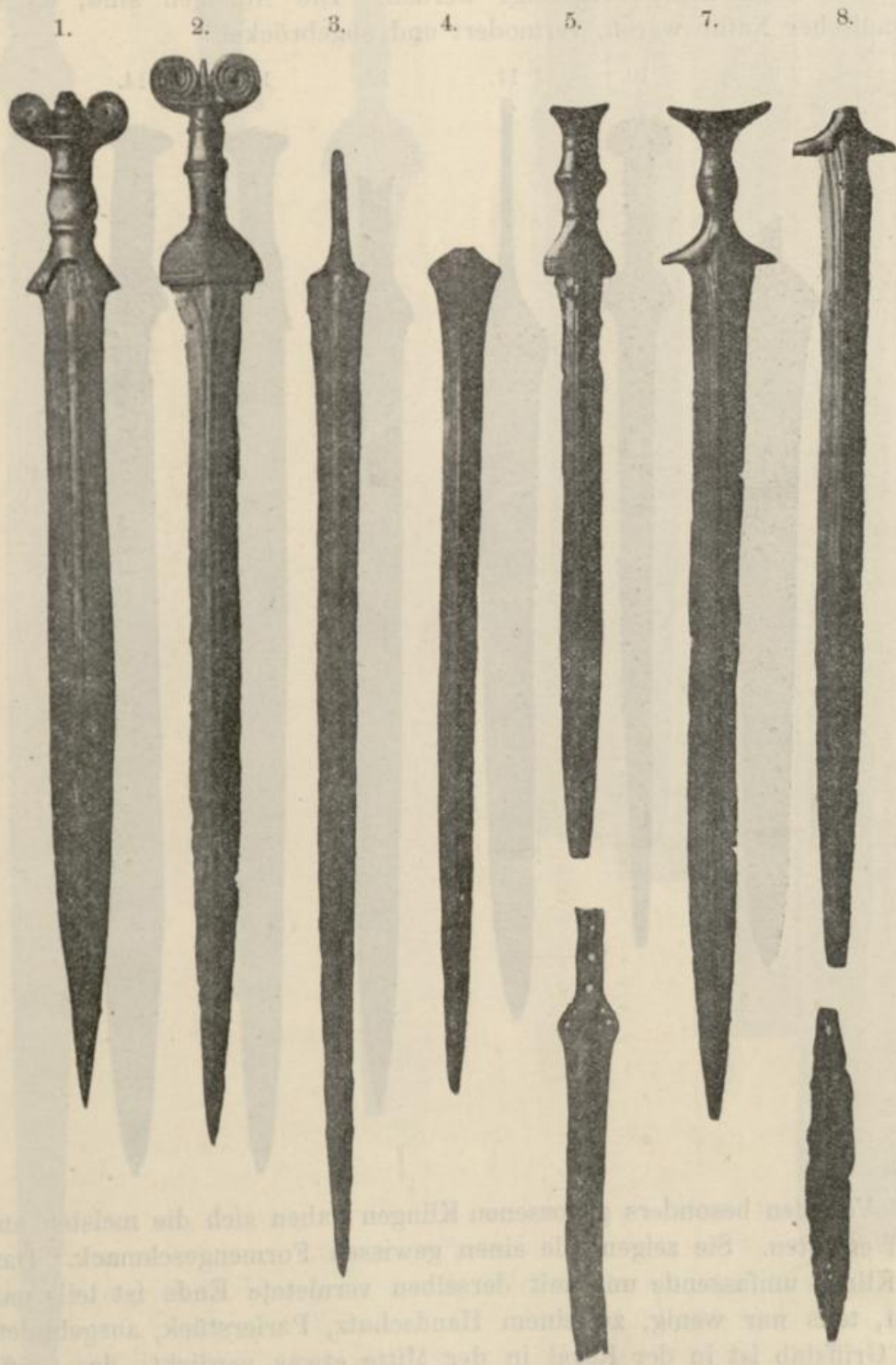
Darüber, daß sie, wie viele andere Bronzesachen, aus den Gebieten der alten Kulturvölker, wahrscheinlich auch Etrurien, das nach Plinius noch im 1. Jahrhundert nach Christus Bronzen in viele Länder vertrieb, durch Händler hier eingeführt wurden, besteht kein Zweifel. Selbst die hier mitunter gefundenen Gußformen für Bronzegeräte können noch nicht zweifellos erweisen, daß während der letzten Bronzezeit in der Stammbevölkerung selbst sich Bronzegießer herangebildet haben, weil ja die Händler jene Formen mitgeführt oder gefertigt haben können, um das von ihnen erhandelte Metall alter zerbrochener Geräte nutzbar zu verwenden.

Die Länge der Bronzeschwerter ist sehr verschieden; sie wechselt bei den meisten zwischen 60 und 75 cm, bei einigen ist sie noch unter 60 bis 48 cm, bei andern auch über 75 bis 84 cm; über dieses Maß hinaus ist nur ein einziges, das von Briesen bei Brandenburg mit 96 cm, bekannt.

Weniger Verschiedenheiten zeigt die Form der Klingen. Diese sind alle zweischneidig, spitz und schlank lanzettlich. Die meisten haben auf beiden Seiten einen mittleren flachgewölbten Längsgrad von verschiedener Breite, den eine oder mehrere ornamentale Linien begleiten. (Bei den mittelalterlichen zweischneidigen Eisenschwertern finden wir anstelle dieses erhabenen Längsgrades immer eine vertiefte Rinne [Blutrinne]). Bronzeklingen ohne solchen Längsgrad kommen seltener vor.

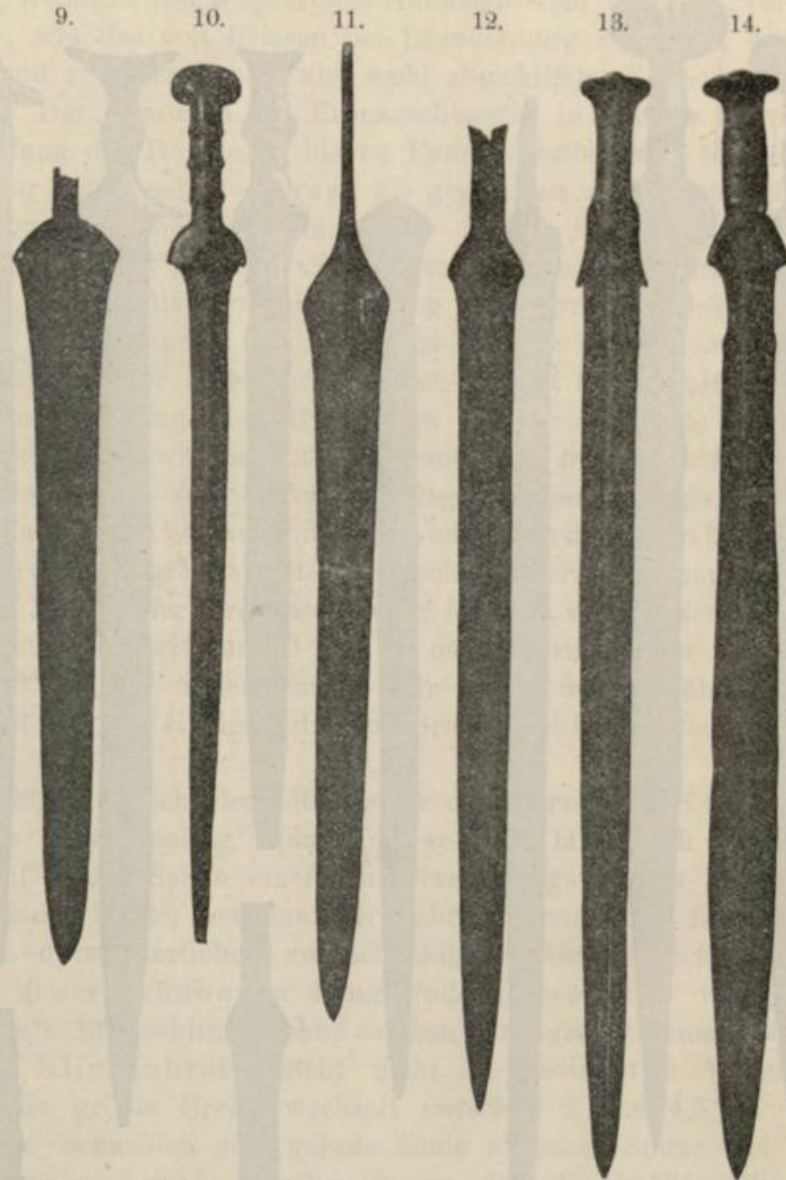
Die Klingebreite steht nicht in bestimmtem Verhältnis zur Länge; die größte Breite wechselt zwischen 2 und 4,5 cm. Niemals bilden die Schneiden eine gerade Linie zwischen Spitze und Heft; sie sind immer ein wenig geschweift, so daß die größte Klingebreite zwischen  $\frac{1}{3}$  und  $\frac{1}{2}$  der Länge, von der Spitze an gerechnet, fällt. Nur wenige Klingen verbreitern sich am meisten unmittelbar am Heft zum Zweck einer sicherern Fassung. Bei einigen Klingen ist unmittelbar am Heft ein 2 — 4 cm langer, nicht geschärfter Absatz angebracht, vielleicht um das Übergreifen des Daumens über den Griff hinaus zu ermöglichen.

Für die Gestaltung des Griffes ergeben sich zweierlei Grundformen. Entweder ist die Griffzunge breit und mit Rand versehen, so daß sie nur einer Auflage aus Holz, Bein, oder Hirschhorn zur Vervollständigung



des Griffes bedarf, oder sie ist stabförmig, so daß ein besonders gegossener Griff übergesteckt und mit Nieten befestigt werden kann.

Von der ersteren Form kann leider ein vollständiges Exemplar aus der Mark nicht vorgezeigt werden. Die Auflagen sind, da sie organischer Natur waren, vermodert und abgebröckelt.



Von den besonders gegossenen Klingen haben sich die meisten am Griff erhalten. Sie zeigen alle einen gewissen Formengeschmack. Das die Klinge umfassende und mit derselben vernietete Ende ist teils gar nicht, teils nur wenig, zu einem Handschutz, Parierstück, ausgebildet. Der Griffstab ist in der Regel in der Mitte etwas verdickt; das Griff-Ende — der Knopf — ist sehr verschieden gestaltet. An den vorliegenden

15.



16.



17.



18.



H. 8303.  
Präzise-Schwert aus einem hyper-Stahlstahl (Fahnenstange)  
aus dem Kammerherm v. Jena  
auf Nettelbeck.

19.



H. 8247.  
Bronze-Schwert  
Hügel-Stängel (1472)  
von Weigensdorf Nr. Ost-Prignitz.  
Geschenk des Kammerherm v. Jena auf Nettelbeck.

20.



H. 8262.  
Bronze-Schwert  
aus dem Hügel-Stängel (Hilf) bei  
Weigensdorf Nr. Ost-Prignitz, besitz d. Kammerherm von Jena auf Nettelbeck.

21.





Exemplaren sehen wir Scheiben mit zentralen Buckelchen, schiffchenförmig ausgebogene ovale Scheiben, langgezogene Knöpfe von Spiralen flankiert; auch eine linsenförmige Kappe und ein viereckiger fast kronenartiger Knopf kommt vor. Im ganzen ist der Griff immer relativ klein; der Griffstab, also das von der Faust zu umfassende Stück, hat nur eine

Länge von 6 bis höchstens 8 cm und bei einzelnen drückt die Knopfscheibe beim Versuch des Hauens so auf die Hand, daß man keine Kraft ausüben kann. Auch das Umfassen des unteren Heftstücks, beziehungsweise das Auflegen des Daumens auf den Klingenabsatz hat seine Schwierigkeiten und im Kampf-Fall seine Gefahren. Man hat — vielleicht auch zutreffend — aus der Kleinheit der Schwertgriffe geschlossen, daß unsere altgermanischen Vorfahren an Körpergröße gegen das heutige Geschlecht zurückstanden.

Von den hier vorliegenden Schwertern unterscheiden wir nach der Griff-Konstruktion 2 Hauptgruppen:

A. Mit breiter, zum Belegen mit Holz, Bein oder Hirschhorn eingerichteter Griffzunge:

- Fig. 15. Kat.-No. 6 436. Briesen, Kr. Ost-Havelland. Bei weitem das größte aller Bronzeschwerter; 96 cm lang.  
 „ 26. „ 22 247. Französ. Buchholz, Kr. Niederbarnim; 80 cm.  
 „ 9. „ 22 258. „ „ „ 48 cm;  
 etwa 6 cm abgebrochen.  
 „ 24. „ 23 698. Buch, Kr. Niederbarnim; 54 cm.  
 „ 12. „ 6 578. Wachow, Kr. Ost-Havelland; 60 cm.  
 „ 22. „ 10 020. Müggenberg, Kr. Königsberg Nm.; 42 cm.  
 „ 20. „ 8 247. Weitendorf, Kr. Ostprignitz; 60 cm.  
 „ 18. „ 22 434. Seddin, Kr. Ostprignitz; 51 cm.  
 „ 6. „ 18 447. Mühlenbeck, Kr. Niederbarnim; Rest 30 cm;  
 etwa 18 cm Klinge abgebrochen.

B. Schwerter mit besonders gegossenem Griff:

- Fig. 14. Kat.-No. 11 991. Bernstein, Kr. Soldin; 68 cm lang. Original in Stralsund.  
 „ 16. „ 19 991. Bredow, Kr. Ost-Havelland; 67 cm. Original im Königl. Museum.  
 „ 7. „ 7 060. Kuhbier, Kr. Ostprignitz; 64 cm.  
 „ 8. „ 7 061. „ „ 54 cm, etwa 7 cm abgebrochen.  
 „ 17. „ 7 142. Wuthenow b. Soldin; 78 cm, mit Spiralknopf.  
 „ 2. „ 23 743. Wusterwitz; 70 cm, mit Spiralknopf.  
 „ 25. „ 23 733. Gransee; 73 cm.  
 „ 1. „ 6 302. Linum, Kr. Ost-Havelland; 69 cm, mit Spiralknopf.  
 „ 13. „ 19 984. Spandau; 66 cm. Original im Kgl. Museum.  
 „ 27. „ 11 207. Eberswalde; 68 cm, zweimal gekrümmt.  
 „ 10. „ — Oranienburg, Kr. Nied. Barnim; 53 cm.  
 „ 5. „ 23 744. Wusterwitz; 49 cm.

Fig. 21. Kat.-No. 8 262. Weitendorf, Kr. Ostprignitz; 75 cm, ein besonders schönes Schwert mit wechselnden Einlagen und schön verziertem, viereckig mützenförmigem Knopf.

Die folgenden 5 gehören auch in diese Gruppe mit stabförmiger Griffzunge und besonderem Griff, doch ist der Griff verloren gegangen:

Fig. 3. Kat.-No. 23 745. Wusterwitz; Rest 72 cm, vom Griff fehlen 2 cm.

„ 23. „ 13 472. Cremmen, Kr. Ost-Havelland; Rest 45 cm, vom Griff fehlen 4 cm.

„ 4. „ 23 746. Wusterwitz; Rest 54 cm, vom Griff fehlen 8 cm.

„ 11. „ 6 435. Zehdenick, Kr. Templin; 58 cm.

„ 19. „ 8 303. Weitendorf, Kr. Ostprignitz; Rest 51 cm, 2 cm fehlen.

Ein Entwicklungsgang der Bronzeschwert-, insbesondere auch der Griffformen, ist schwer festzustellen, wenn auch bei einigen wenigstens nach den Fundumständen auf die älteste Bronzezeit geschlossen werden kann. Die Formen dürften vielleicht in dem Fabrikationslande schon lange in Gebrauch gewesen sein, als der Vertrieb der Bronze in unsere Gegend vor sich ging. Wenn man aber nach den Fundumständen den Schwertern aus den Hügelgräbern von Weitendorf, namentlich dem No. 8262, Fig. 21, ein höheres Alter als den meisten andern beizulegen Anlaß hat, so würde auch hier die in späteren Altersperioden gemachte Erfahrung zutreffen, daß die schönste Kunstentwicklung, der höchste Kunstgeschmack, nicht die letzte Phase einer Kunstperiode bezeichnet.

Beachtenswert ist der Umstand, daß sämtliche 27 Bronzeschwerter im nördlichen Teil der Provinz Brandenburg gefunden sind, also in den Landschaften, die mit den an Funden aus der älteren Bronzezeit besonders reichen Küstengebieten unmittelbar zusammenhängen. Die schon anderweitig von der prähistorischen Forschung begründete Annahme, daß die Einführung der Bronzekultur in das nördliche Deutschland zuerst auf dem Seewege vor sich ging und daß die Kultur sich dann von den Küsten aus in das Binnenland ausbreitete, erhält hierdurch eine neue Bestätigung.

Zu diesen 27 Bronzeschwertern des Märkischen Museums wurde in der Sitzung ferner noch vorgezeigt ein auf dem Terrain des Fabrikbesitzers Herrn Hempel in Segefeld bei Spandau gefundenes Exemplar, das der Form nach einige Ähnlichkeit mit dem unter No. 24 abgebildeten hat.

XXXVI. Zum 29. Oktober 1904, an welchem Tage die Vossische Zeitung das Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestehens feierte, hat Dr. Arend Buchholtz im Auftrage ihrer Eigentümer eine Festschrift verfaßt, die wir ihnen hiermit vorlegen. Ihr Titel lautet: Die Vossische Zeitung. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte. 1904.

Die Tante Voß, wie der Berliner sein Leibblatt nennt, hat das große Glück gehabt, daß sich ganz hervorragende Geister in ihren Dienst stellten: Männer wie Gotthold Ephraim Lessing, Willibald Alexis, Theodor Fontane. Zu ihnen gesellte sich eine Reihe kleinerer, aber doch auch bedeutender Persönlichkeiten, wie Karl Philipp Moritz, Fr. Wilhelm Gubitz, Ludwig Rellstab u. a. Die Geschichte einer Zeitung zu schreiben, die sich solcher Mitarbeiter rühmen kann, war eine schöne Aufgabe. Sie war freilich auch ebenso schwer wie schön und erforderte einen Mann von vielen Graden. Den hat sie in dem Verfasser gefunden, den seine Doppelnatur als Geschichtsforscher und Literarhistoriker zu dem Werke besonders geeignet erschienen ließ. Er hat viele Archive benutzt, um für den stattlichen Bau, den er aufzuführen hatte, ein festes Fundament zu gründen. Die große Menge der gelehrten Anmerkungen (es sind 292!) zeigt, welche Riesenliteratur er bewältigt hat. Gerade in ihnen steckt ein höchst wertvolles Material, das der Berliner Forschung noch sehr nützlich werden wird. Besonders lagerte über der Vorgeschichte und den ersten Anfängen der Zeitung ein dichtes Dunkel, das ganz zu lichten freilich auch Dr. Buchholtz trotz seinen eingehenden Studien noch nicht gelungen ist. So ist es durchaus zweifelhaft, ob wirklich schon im Jahre 1704 die Vossische Zeitung erschien. Sicher ist nur, daß am 29. Oktober dieses Jahres Johann Michael Rüdiger das Privileg zur Begründung einer Zeitung erhielt. Vorhanden ist jedenfalls keine einzige Nummer aus dieser Zeit. Auch muß dieses „Diarium“ spätestens 1706 wieder eingegangen sein, da ein in diesem Jahr erlassenes Dekret des Ministers von Printz alle Zeitungen in Berlin außer den von Johann Lorentz herausgegebenen verbot. Erst von 1721 an erschien in ununterbrochener, bis heute fortdauernder Folge die „Berlinische Privilegierte Zeitung“ und zwar „im Verlage des Buchhändlers Johann Andreas Rüdiger, der auf der neuen Stechbahn wohnte“. Von Christian Friedrich Voß, der diesem seinem Schwiegervater im Besitze der Buchhandlung folgte, hieß sie die Vossische.

Den überreichen Stoff legte sich der Verfasser so zurecht, daß er ihn in zwei Hauptteile „Die Vossische Zeitung und ihre Vorgeschichte“ und „Die Rüdigerschen und Vossischen Buchhandlungen“ gliederte, denen er einen Anhang (Zur „Geschichte der Familien Rüdiger und Voß“, „Gesuche und Privilegien“, „Aus den Inseraten 1665 — 1813“ usw.) hinzufügte. Innerhalb dieser Teile bietet er größere Kapitel, „wie 1617 — 1740, 1740 — 1786, 1786 — 1840 usw., die wieder in kleinere Abschnitte zerfallen wie: „Die ältesten Berliner Zeitungen“, Joh. Michael Rüdiger und sein Zeitungsprivileg von 1704“, „Der junge König (Friedrich II)“, Gotthold Ephraim Lessing“, „Gubitz und Rellstab“ u. ä.

Ein ungeheures Material zur Geschichte Berlins ist in dem Werk aufgespeichert. Über eine große Anzahl bemerkenswerter Persönlichkeiten wird berichtet. Episoden wie das viermalige Erscheinen Dr.

Eisenbarths in unsrer Stadt (1696 — 1717) werden hübsch erzählt. Politische Ereignisse, die in ihrer Entwicklung einen Markstein bezeichnen, wie die Ankunft der Salzburger Emigranten (1732), die Franzosenzeit von 1806 — 8, die Märztage 1848 werden eingehend besprochen. Auch sonst fallen, da sich in der Zeitung nun einmal das Leben und Treiben der Menschen reflektiert, auf die Zustände der Hauptstadt interessante Streiflichter. Kurz, es entrollt sich vor den Augen des Lesers ein Bild der Kulturgeschichte Berlins in den letzten zwei Jahrhunderten.

Die Besitzer der Zeitung haben es sich angelegen sein lassen, diese Kulturgeschichte in ein überaus prächtiges Gewand zu kleiden. Hergestellt ist das sich in stattlichem Format präsentierende Buch in der Reichsdruckerei, die eigene neue Typen verwenden ließ, Typen, die eine in der Mitte zwischen Fraktur und Antiqua stehende Schrift bilden. Jedes Blatt ziert eine rote Randleiste. Eine größere Anzahl von Porträts bietet eine lebendige Illustration des Inhalts. Von denjenigen Männern und Frauen, die sich um die Zeitung besonders verdient gemacht haben, sind sie in ungewöhnlich schönen Reproduktionen von hohem Format wiedergegeben. Wo Gemälde zu Grunde liegen, sind auch die Farben der Originale, ja man möchte sagen, die Pinselstriche nachgebildet und zwar in seltener Vollkommenheit. Damit ist dem Werk ein neuer Wert verliehen: es bietet nicht nur eine nicht zu übersehende Darstellung der Vergangenheit Berlins, sondern ist zugleich ein glänzendes Zeugnis der technischen Leistungsfähigkeit unsrer Stadt in der Gegenwart.

X XXXVII. Einer recht verdienstlichen Arbeit hat sich der Lehrer-Verein des Kreises Ruppin unterzogen, indem er auf Anregung des Herrn Rektor Bartelt in Neu-Ruppin eine Zusammenstellung von Flurnamen in 22 Ortschaften des Kreises herausgegeben hat. Das Kleioctav Heft von 220 Seiten enthält bei jeder Ortschaft zunächst eine Geschichte der Ortschaft selbst und behandelt dann die einzelnen landwirtschaftlichen Stellen derselben, insbesondere die mit besonderen Namen bezeichneten, sowohl topographisch, wie bezüglich früherer Verhältnisse. Dadurch ist sehr viel Material für alle Zukunft fixiert, das vorkommendenfalls festzustellen schwierig sein würde, vielleicht in späterer Zeit gänzlich unauffindbar geworden wäre. Es wäre nicht nur zu wünschen, daß der Lehrer-Verein diese Arbeit auf die übrigen mehr als 180 Ortschaften des Kreises ausdehnt, sondern auch, daß die Lehrervereine der anderen Märkischen Kreise in ähnlicher Weise vorgehen.

XXXVIII. Fräulein E. Lemke. Der Birnbaum in der Volkskunde. Wir werden den Vortrag in einer späteren Nummer bringen.

XXXIX. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant „Alt-Bayern“ Potsdamer Straße 10/11.